

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

51.

Donnerstag, am 17. December 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Des Grafen von Saint-Germain letztes Auftreten.

Historische Skizze von **Isidorus orientalis**.

An einem düstern Herbstabende, bald nach eingenommenem Mittagessen, hatte mein gelehrter Freund, Herr Alloysius Van-Block, die Güte, mir zu gestatten, eine ungeheure Bowle Bunsch auftragen zu lassen, deren Flammen das ohnehin dunkle Zimmer jenes ergrauten Büchersammlers in Schleswig plötzlich mit einer geisterartigen Helle erfüllten. Eine alte sechzigjährige Haushälterin, ein junges Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren und die Hauskaze versammelten sich um den häuslichen Heerd, und anfänglich herrschte in diesem kleinen Familientreise tiefe Stille, die nur durch das Heulen des Sturmes, das Knistern der Bäume, die der Orkan durchsauste, und durch das Pfeifen des in den Mauern sich fangenden Windes unterbrochen wurde. Diese Töne erschienen

damals meinen Ohren als Gesang und glichen einer von dem vollständigsten Orchester ausgeführten Symphonie, deren plötzliche, ganz unerwartete, stets neue, dennoch aber immer harmonie-reiche Uebergänge unzweifelhaft einen Componisten verriethen, den man noch weit über Beethoven stellen zu müssen sich gedrungen findet. Nachdem sich dieser heftige Sturm ein wenig gelegt hatte und jenes Orchester endlich schwieg, gewann es das Ansehen, als ob sich mein Wirth einen Augenblick sammeln wolle, denn er betrachtete aufmerksam, ich weiß nicht welches Familienportrait, das sich über der Thüre langweilte, und dann begann mein ehrlicher Van-Block, seinem geleisteten Versprechen treu, mir folgende Einzelheiten über seinen ehemaligen Freund, den berühmten Grafen von Saint-Germain, mitzutheilen.

„Diese reiche, ausgesuchte Bibliothek,“ hub er an, „über deren Vollständigkeit Sie Ihre Zufriedenheit vorhin auszusprechen die Güte hatten, gehörte im Jahre 1784 meinem edlen Beschützer, dem Grafen von Saint-Germain. Sie besteht aus den seltensten, kostbarsten Büchern voller Geist und

Wissenschaft; allein diese Bücher können sich an Geist und Wissenschaft noch lange nicht mit dem Geiste und der Gelehrsamkeit ihres alten Herrn, geheimnißvollen Andenkens, messen. — Jenes Bild in Lebensgröße, welches über der Thüre hängt, ist ein Gemälde, das den Grafen von Saint-Germain außerordentlich gut getroffen darstellt. Bemerken Sie nicht jene hohe, freie Stirn? die geistreichen, verständigen Augen? das feine satyrische Lächeln? Ist dessen Gesicht nicht überhaupt im höchsten Grade merkwürdig? Mit gleichem Glück ist von dem Künstler die Art, wie sich Saint-Germain gewöhnlich zu kleiden pflegte, treffend wiedergegeben; er trägt ein französisches, stahlgraues, reich mit Gold gesticktes Kleid, eine scharlachrothe Sammetweste, mit goldenen Treppen besetzt, rothe Beinkleider, den Degen an der Seite, und einen Treppenhut mit schwarzer Feder; die Manschetten sind von Brabanter Spitzen, an jedem Finger steckt ein Ring und die Schuhe sind durch bligende Schnallen zusammengehalten. — Hier, auf diesem bequemen Lehnsessel, den ich niemals einem Anderen abtrete, ruhete er sich am liebsten aus, und derselbe stand bei dem Grafen von Saint-Germain in hohem Ansehen. Auf diesem Stuhle saß er oft, wenn er seiner Gattin, seinen Kindern und seinen Freunden freundlich zulächelte, und auf eben diesem Stuhle schief er, die Augen fest auf die untergehende Sonne gerichtet, zu dem ewigen Schlafe ein, aus dem wir ihn begreiflicherweise nicht aufzuwecken vermochten, denn, mein Freund, er war todt!“

Nach einem augenblicklichen Schweigen, in welchem Herr Morysus Van-Bloek ohne Zweifel mit Kummer das Andenken an seinen heimgegangenen Gönner feierte, fuhr derselbe folgendergestalt in seiner Erzählung fort:

„Diejenigen Schriftsteller, welche sich über das Leben des Grafen von Saint-Germain verbreitet haben, enthüllen sämmtlich einen hohen Grad von Unwissenheit, und tappen ohne Ausnahme im Finstern, wenn sie sich herausnehmen, eine so ganz außerordentliche Persönlichkeit, als diejenige ist, um welche es sich hier handelt, schildern zu wollen, eine Persönlichkeit, die eben so sehr den geistreichen Mann verräth, als an den Abentheurer, den Taschenspieler und Marktischreier streift; ih-

nen sämmtlich ist dessen Ursprung ein undurchdringliches Geheimniß, dessen Leben ein unaufgelöstes Räthsel und dessen Tod wahrhaft mysteriös. Alles das, was Sie, nicht ohne erhebliche Beschwerde, in all' jenen völlig nutz- und werthlosen Biographien finden können, will ich in einige Worte zusammenfassen: Der Graf von Saint-Germain, durch den leichtgläubigen Marschall von Belle-Isle nach Paris gebracht, ward dort der nahe Freund der Frau von Pompadour, der Vertrauten Ludwigs XV., und der Mephistopheles des Herzogs von Choiseul. — Im Allgemeinen war der Graf von Saint-Germain ein Spion der großen Welt und spionierte abwechselnd im Interesse von Oesterreich, Frankreich und England. — Er besaß in Kostbarkeiten aller Art, Diamanten und Gemälden, ein beträchtliches Vermögen. — Friedrich II. schrieb über ihn an Voltaire:

„Der Graf von Saint-Germain ist ein Mensch, über den man sich todtlachen möchte,“ und Voltaire antwortete seinem erhabenen Correspondenten: „Der Graf von Saint-Germain ist ein Mensch, der nicht stirbt und der sich rühmt, Alles zu wissen!“

„Ich,“ fuhr mein gütiger Wirth fort, „gehöre nicht zu den Biographen des Grafen von Saint-Germain, allein ich darf ohne alle Anmaßlichkeit behaupten, daß ich ungleich mehr von der allerdings sonderbaren Geschichte dieses Mannes weiß, als alle jene Memoirenschreiber zusammen genommen, und will deshalb, Ihnen gegenüber, jene unvollständigen Schilderungen möglichst ergänzen. Nach dem Tode seiner hohen Beschützerin, der Marquise von Pompadour ...“

Hier unterbrach ich meinen redseligen Erzähler mit einer, vielleicht unbescheidenen Frage:

„Sagen Sie mir vor allen Dingen, verehrter Herr Van-Bloek, ist die geheimnißvolle, unerklärliche Personage, von der Sie sprechen wollen, dem Himmel oder der Hölle entstiegen, oder ist sie, wie wir sämmtlich, wirklich auf dieser Erde geboren? Gehört der Graf von Saint-Germain unserm Planeten an oder einem andern?“

„Er ist in Frankfurt am Main geboren und die Frucht eines Liebesverständnisses, welches eine sehr hochgestellte Dame mit einem deutschen Juden unterhielt.“

„Und wissen Sie gar nichts über seine Kindheit, seine Erziehung und seine ersten Jugendjahre?“ fiel ich abermals ein.

„Haben Sie nur Geduld, Sie sollen hierüber sogleich die nöthigen Erläuterungen erhalten; er selbst soll Ihnen antworten ... warten Sie nur einen Augenblick!“

„Er selbst? ... Der Graf von Saint-Germain? Wie soll ich das verstehen?“

„Allerdings er selbst, und wenn Sie nur einige Geneigtheit verspüren, mich anzuhören, so will ich unverzüglich meinen Vortrag fortsetzen. Also: Nach dem Tode der Frau von Pompadour, jener bedauernswerthen Marquise, die zu ihrer letzten Reise eine so ungünstige Zeit wählte, zog sich der Graf von Saint-Germain so bescheiden und still als möglich nach Cassel zurück. Ungeheuer reich, denn er war ein Millionair, und ermüdet durch den Triumphzug, den er, in Begleitung der schönsten Frauen, durch das Pariser achtzehnte Jahrhundert gemacht hatte, wollte er sein unerschöpfliches Vermögen fortan zu guten Werken, seine Zeit zu Prüfung seines ganzen Lebens, und seinen glänzenden Verstand zu einer fantastischen Ausarbeitung von Memoiren über die Ereignisse seines Lebens jenseits des Grabes verwenden.

Zum Unglück für den armen Teufel, der sich in einen Einsiedler umwandeln wollte, stießen die Zeitungsschreiber, sowohl in Frankreich als Deutschland, ihm zu Ehren in die schrillende Trompete des Ruhmes; ein Hamburger Blatt verrieth zuerst das Incognito des Grafen von Saint-Germain, und dessen geheimnißvolle Erscheinung in Cassel war fortan kein Geheimniß mehr für irgend einen Menschen. Man fragte sich jeden Augenblick neugierig, aber ganz leise: „Ist er groß oder klein? Ist er schön oder häßlich? Sprühen seine Augen Blammen? Hat er einen Pferdesuß und Hörner auf dem Kopfe?“ — Die Weisesten und Gelehrtesten im Orte behaupteten ganz ernsthaft und ohne den Mund im geringsten zum Lächeln zu verziehen. Der Graf von Saint-Germain sei ein Teufel, der in den Ruinen von Memphis geboren und an dem Busen der Pyramiden groß gewachsen sei; er verrichte Wunder, heile Sterbende, wecke Todte wiederum auf, bereite ganz

außerordentliche Lebenselixire, schlage Münzen mit der Spitze seines Zeigefingers, besitze die Gabe der Zauberei und verschwende sein Gold, seine Edelsteine und seine Wohlthaten, ohne daß irgend ein Mensch zu ergründen vermöge, woher so große Reichthümer und solche außerordentliche Macht entstünden; endlich behauptete man: Saint-Germain verstehe Gold zu machen und suche, gleich Diogenes, einen Menschen, welchen er für würdig genug erkenne, um der Vorzüge zu genießen, die der Besitz des Steines der Weisen gewähre.

Man begegnet bei uns je zuweilen einer gewissen Furchtsamkeit, die zugleich eine Art Muth verräth, und Schrecknissen, welche gleichwohl die Neugierde rege machen. Daher kam es wohl auch, daß die furchtsamen, zitternden Hessen in Cassel, ungeachtet ihres Entsetzens, sich dennoch um die Wette an den Teufel drängten, der, während er auf der Erde wandelte, die Gestalt und den Titel eines vornehmen Edelmannes angenommen hatte; unser prächtiger Held ward augenblicklich mit Einladungen, Höflichkeiten aller Art, Besuchen vom Hofe und aus der Stadt förmlich beflücht; die Frauen, obgleich sie bei dem Anblick dieses in einen Menschen verwandelten Teufels die unsäglichste Furcht ergriff, wetteiferten mit einander, ihm freundlich zuzulächeln, und die starken Geister, die nicht einmal an Gott zu glauben behaupteten, ließen sich unschwer herab, an den Grafen von Saint-Germain zu glauben.

Welcher Mittel bediente sich nun wohl nach Ihrer Meinung der gute Graf, um sich vor den Zuorkommenheiten, Zudringlichkeiten und albernen Schmeicheleien jener nur allzu leichtgläubigen kleinen großen Welt Ruhe zu verschaffen? Nun, in der That, eines sehr einfachen. Der angehende Einsiedler dachte mit Stolz und Selbstzufriedenheit an die schönen Tage seines Pariser Lebens zurück, an alle die Heldenthaten, die er dort verrichtet hatte, und entschloß sich, ganz gemächlich noch einige Vorstellungen von dem befremdenden Schauspiele zu geben, welches von ihm dort zum Besten gegeben worden war, in welchem Unverschämtheiten, Albernheiten, Perlen und Diamanten eine Hauptrolle gespielt hatten; er rief, um seine zahlreichen Zuschauer durch seine Zauberpoffe noch mehr zu blenden, alle die rei-

chen Mittel seiner ganz außerordentlichen wissenschaftlichen Bildung, alle Schätze seines unübertroffenen Gedächtnisses und alle Wunder seines unerschöpflichen Geistes mit dem besten Erfolge zu Hülfe. Der Schauspieler sowohl als sein Schauspiel erwarben sich rauschenden Beifall; das Stück selbst erregte ganz die Theilnahme, welche man einer Legende oder einer Erzählung aus tausend und einer Nacht widmet, der Schauspieler war aber auch mit seiner Rolle völlig vertraut, bedurfte keines Sousleurs, und benutzte trefflich alle Hülfsmittel, welche geeignet erschienen, seine Rolle wo möglich noch glänzender und effectvoller zu machen, nämlich: Kühnheit, eine vortreffliche Garderobe, glatte Worte, verächtliche, wegwerfende Blicke, beißende Redensarten, ein allerliebstes, seines Benehmen, grenzenlosen Luxus, Gold in allen Taschen, Ringe an allen Fingern, Lügen aller Art und eine ganz besonders starke Verachtung gegen seine unschuldigen Zuhörer. Doch, was soll ich noch weiter Saint-Germain's glänzenden Erfolg auseinandersetzen? Die Vergötterung des Grafen ließ nicht lange auf sich warten; er hüllte sich ganz gemüthlich in eine Wolke, und die andächtigen und begeisterten, aber gleichzeitig blinden Hessen beteten nur allzubald ihren neuen Halbgott förmlich an.

In der Regel fanden die Vorstellungen des Grafen von Saint-Germain bei der Gräfin von Manoury statt, einer reichen, ungemein gutmüthigen, liebenswürdigen, geistreichen Wittve, der es an nichts als an gesundem Menschenverstande fehlte. Frau von Manoury schwärmte auf die lächerlichste Weise, die man sich nur denken kann, für alle außerordentlichen Menschen, und Dinge, die mit den gewöhnlichen profaischen Erbärmlichkeiten der Erde nichts gemein hatten; es gewährte ihr daher ein wahrhaft großes Vergnügen, die merkwürdigste Person der damaligen Zeit, die so ganz in der Mode war, an sich ziehen, in ihrem Hause aufnehmen und hier mit Festen aller Art beinahe erdrücken zu können, so, daß das Haus der erleuchteten Gräfin sehr bald zum Theater, oder, wenn Sie lieber wollen, zum Tempel oder Dreifuß selbst der tollsten Einfälle des Grafen von Saint-Germain diente.

In diesen täglichen Gesellschaften, bei denen

der Graf stets der König der Feste war, und in welchen er die ganze Zauberkraft seiner Heiterkeit, seines Witzes, seiner Geistesgegenwart und Kühnheit glänzend entwickelte, mitten unter den lärmenden Huldigungen, womit die geistreichen Uebertreibungen, Lügen und Thorheiten dieses außerordentlichen Menschen aufgenommen wurden, gab es eine einzige Person, ein junges Mädchen, Fräulein von Manoury, welches sich herausnahm, sowohl den Schauspieler als seine Zuschauer rücksichtslos zu verspotten, und sie belegte den Ersteren in ihrem Herzen mit dem Titel eines Heuchlers, die Letzteren aber nannte sie Schwachköpfe.

Das angebetete Orakel von Cassel mochte sagen und thun, was es wollte, Fräulein von Manoury war nicht zu gewinnen; sie blieb beharrlich ungläubig, und jeden Abend entlockten ihr die Geringschätzung und Verächtlichkeit, womit sie den Triumphator betrachtete, Geberden, Blicke, ja sogar Worte, die ganz unzweideutig so viel bedeuten wollten, als: „Du erbarmungswürdiger Halbgott! Du bist am Ende doch nichts Besseres als ein Mensch!“

Die schwärmerischsten Freunde des Grafen von Saint-Germain gingen sogar so weit, ihn ganz im Ernste zu fragen: „Haben Sie etwa auf Ihren Reisen unserm Herrn Jesus Christus begegnet?“ Eine Frage, auf welche er auf der Stelle, ohne sich im Mindesten zu besinnen, mit gen Himmel gerichteten frommen Augen antwortete: „Ich habe ihn allerdings mehrere Male gesehen und gesprochen, und vielfach Gelegenheit gehabt, seine Sanftmuth, seinen Scharfsinn und seine Barmherzigkeit zu bewundern; es war ein wahrhaft himmlisches Geschöpf! Mehr als einmal habe ich ihm das Unglück vorausgesagt, welches ihn durch den jüdischen Gerichtshof bedrohe!“

„Da wir einmal von Jesus Christ sprechen,“ fiel ein anderer Frager ein, „so möchte ich doch auch gern wissen, Herr Graf, ob Sie den ewigen Juden gekannt haben?“

„O, gar wohl!“ lautete die Erwiederung, „der Gotteslästerer wagte es, mich in dem Augenblicke auf offener Straße anzureden, wo er seinen Weltlauf anzutreten im Begriff stand, und zählte, wenn

ich mich nicht irre, vor meinen Augen die ersten Paar Dreier, welche er gesammelt hatte."

"Herr Graf," fragte ein Dritter, "von wem rührt die herrliche Sonate her, die Sie so eben auf dem Claviere spielten?"

"Der Componist ist mir unbekannt," entgegnete Saint-Germain, "es ist eine Siegeshymne, die ich in Rom hörte an dem Tage, wo dort der Kaiser Trajan seinen Triumphbeinzug hielt."

"Schwagen Sie einmal ein wenig aus der Schule," raunte ihm ein Viertel in das Ohr, "und gestehen Sie mir, welche von den schönen Heidinnen Sie am meisten geliebt haben?"

"Lucrezien, Aspasten und Kleopatra."

Täglich überstand der Graf von Saint-Germain in den Gesellschaftszimmern der alten Gräfin und, wie es schien, zu seiner großen Belustigung, ähnliche lächerliche Verhöre, von denen mir in diesem Augenblicke nur die eben mitgetheilten, unbedeutenden, aber doch wohl bezeichnenden Einzelheiten beifallen; allein zur Steuer der Wahrheit und zur Ehre des gesunden Menschenverstandes muß ich hinzufügen, daß bei allen jenen albernen Fragen und den fast unglaublich frechen Antworten, welche Saint-Germain darauf ertheilte, Fräulein von Manoury beharrlich ihrem Unglauben treu blieb und durch ein mitleidiges, verächtliches Lächeln oder Achselzucken zu erkennen gab, in wie hohem Grade sie die Aufschneidereien dieses gewandten Abentheurers verhöhne.

Dieses junge Mädchen, nämlich Fräulein Manoury, das allererst sechzehn Jahre zählte und Katharina genannt wurde, war ein eben so unschuldiges, als talentvolles und reizendes Wesen. Selbst mit Hülfe der glühendsten Einbildungskraft, der erhabensten Poesie, würde es schwerlich gelingen, die Liebenswürdigkeit, Lebhaftigkeit und Bierlichkeit eines Geschöpfes, und den tiefen Eindruck, welchen sie auf alle ihre Umgebungen machte, treffend und erschöpfend zu schildern, das in seinem unaussprechlichen Liebreiz in der That unerreichbar war und bleiben wird. Katharina's Gesicht war dergestalt ausdrucksvoll und lebendig, ihre Blicke so sprechend, ihr Mund so sanft und zugleich so böshast, ihr Wuchs dergestalt fein und geschmeidig und zeigte sich so vortheilhaft in ihrem holländischen Nieder, daß die Sprache durch-

aus nicht vermag, all' diese Summe von Anmuth in Worten zu wiedergeben. Hierzu kam noch, daß alle diese natürlichen, schon an und für sich wahrhaft verführerischen Reize, noch gar mächtig durch Kunst, Geschmack, Reichthum und Thätigkeit unterstützt wurden, so daß Katharina als der Inbegriff aller Schönheit und Liebenswürdigkeit da stand. In der That konnte man nur Fräulein von Manoury nennen, wollte man ein über allen Tadel erhabenes schönes Weib bezeichnen, und es kam sehr bald dahin, daß auch der Graf von Saint-Germain diese Schönheit, ohneachtet sie ihn verachtete und verlachte, mit solcher Begeisterung und so beharrlich bewunderte, daß diese Bewunderung sich schnell in Liebe, und zwar in eine eben so wahrhafte als rasende Liebe verwandelte. Es lag in dieser Leidenschaft eine wahrhaft erhabene, göttliche Narrheit! Ob und in wie weit der Graf dieser tollen Leidenschaft Worte verlieh, ob die schöne Katharina die Güte hatte, ihm freundlich zuzulächeln, ihm zu verzeihen, ob sie ihm Zärtlichkeit widmete oder ihn haßte und verhöhnte, das Alles sollen Sie bald erfahren, sobald Sie sich nur noch einen Augenblick in Geduld fassen wollen.

In der That gehörte es zu den auffallendsten, sonderbarsten Erscheinungen, die es nur geben kann, hier einen unermüdlichen, eitlen Abentheurer, einen eben so kühnen, als abgeschliffenen Mann, einen durchweg geistvollen Menschen, der sich über Alles im Himmel und auf Erden lustig machte, einen echten Don Juan, der sich feck rühmte, die schönsten Frauen aller Länder und Zeitalter gedemüthigt zu haben, einen steinreichen Betrüger, den Besitzer des Steines der Weisen, einen Künstler, der nach Gefallen Gold zu machen im Stande war, einen Zauberer, einen Taschenspieler, der Alles konnte, Alles wußte, und der nicht starb, mit einem Worte: den Grafen von Saint-Germain zu erblicken, wie ihm die Augen eines schönen Mädchens den Kopf verdrehen, wie er seufzt, weint, verzweifelt für Katharina von Manoury, die ihn noch obenein verwirrt, seinen Charakter verachtet und seine Macht in Zweifel zieht!

In meiner Eigenschaft als Bibliothekar zu Schleswig habe ich wohl hundert und mehr Schrif-

ten studirt, in denen die Liebe als ein göttliches Feuer geschildert wird, ganz geeignet, die bösen, verwerflichen Leidenschaften, denen man nur allzu oft auf unserem Planeten begegnet, zu läutern und zu reinigen; so erging es wohl auch dem Grafen von Saint-Germain. Er liebte das Fräulein von Manoury, doch nein, ich drücke mich unrichtig aus, er liebte die reizende Katharina — denn Beides, werden Sie mir zugeben, ist keineswegs ganz gleichbedeutend — und von dem Augenblicke an, wo dieses himmlische Feuer in seinen Adern loderte, ging in den Gefühlen, Vorstellungen, dem Herzen, Gewissen und Verstande des merkwürdigen Abentheurers eine ganz außerordentliche, totale Veränderung vor, nämlich: die moralische Wiedergeburt und Befehrung des Grafen von Saint-Germain. ... Nächst Gott konnte lediglich ein schönes, lebenswürdiges und geliebtes Weib ein solches Wunder verrichten.

Sobald nur der Graf von Saint-Germain das erste vertrauliche Wort über den verliebten Zustand seines Herzens fallen ließ, zitterte Katharinens Mutter vor Stolz und Freude; sie umarmte zärtlich den geheimnißvollen Liebhaber, welcher sich herabließ, fußfällig von ihr die irdische Hand ihrer Tochter zu begehren; weinend, gleich einer wahnsinnigen oder einer überglücklichen, verblendeten Mutter, beeilte sie sich, dem Grafen für die Ehre zu danken, die er ihrem Hause erweise, und schnell, ganz schnell wurden die nöthigen Verabredungen über den Heirathsvertrag in allen seinen kleinsten Einzelheiten, ja sogar Monat, Tag und Stunde, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte, selbst das Hochzeitsgeschenk war schon eingekauft, und nichts, gar nichts fehlte diesem ganz allerliebsten Vertrage, so zu sagen: dieser Verschwörung, bei der eine Mutter die Hauptrolle spielte, als eine große Kleinigkeit, nämlich: Katharinens Einwilligung, und man kann sich leicht vorstellen, daß sie, sobald sie nur von diesem gegen ihre Freiheit geschmiedeten Complotte Kenntniß erhielt, die begehrte Einwilligung beharrlich verweigerte.

„Großer Gott!“ schrie verzweiflungsvoll die alte Dame, wo willst Du hinaus, meine Tochter? Wornach strebst Du, wenn Du Bedenken trägst, einen Edelmann zu heirathen, der selbst mit ge-

kröntem Häuptern auf vertrautem Fuße steht und sie als seines Gleichen betrachtet?“

„Liebe Mutter,“ erwiderte das Mädchen ruhig und gefaßt, „ich bin nichts weniger als hochfahrend und eitel, aber ich verspüre nicht die geringste Neigung in mir, einen so sonderbaren Herrn zu heirathen, der seinen Ursprung aus den Ruinen von Memphis und dem Schutte der Pyramiden herleitet.“

„Katharina! liebe, gute Katharina! bedenke, daß der Graf von Saint-Germain eine furchtbare Person ist!“

„Ich versichere Ihnen, liebe Mutter, ich fürchte mich vor ihm nicht im Geringsten.“

„Katharina, vergiß nicht, daß der Graf einen Trank besitzt, bei dessen Genuß man weder alt wird noch stirbt.“

„Ach! theure Mutter, die Welt würde mich ganz zuverlässig anekeln, wenn ich mich schon hier der Unsterblichkeit zu erfreuen haben sollte.“

„Katharina, der Graf ist ungeheuer reich, seine Schätze sind unermesslich, unerschöpflich!“

„In den Feenmärchen bin ich so vielem Golde, Silber, Edelsteinen, so vielen Millionen und Wundern begegnet, daß ich mich sehr daran gewöhnt habe und dergleichen Dinge mich fortan nicht mehr in Versuchung führen.“

„Katharina, der Graf kann zaubern!“

„Nach dem zu urtheilen, gute Mutter, was Sie zu dessen Lobe sagen, will es mir scheinen, als ob er mindestens Sie bereits bezaubert haben müsse.“

„Katharina, der Graf von Saint-Germain kann sogar Wunder thun!“

„Ich will an diese Wundergabe glauben, sobald es ihm gelingt, mich zu heirathen.“

„Du wolltest also wirklich eine so ganz außerordentlich gute Verbindung, um die Dich die ganze Welt beneiden würde, von der Hand weisen?“

„Allerdings, liebe Mutter, das ist mein fester Entschluß.“

„Und hassst also wohl den Grafen von Saint-Germain, Katharina?“

„Nein, ich hasse ihn keineswegs.“

„Ich will aber, meine Tochter, daß Du ihn lieben sollst.“

„Das thue ich bereits, liebe Mutter!“

„Wie? Du liebst den Grafen von Saint-Germain?“

„Ich liebe ihn!“

„Und willigst also darein, dessen Gattin zu werden?“

„Seine Gattin? niemals“

„Katharina, ich verstehe schlechterdings nicht, was Du sagst und wo Du hinaus willst; Du benimmst Dich räthselhaft, und weder Deine Worte, noch Deine Handlungsweise vermag ich mir zu erklären; indeß, der Graf von Saint-Germain wird schon hinter die Wahrheit kommen.“

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß er sie mindestens ahnen möge.“

„Bist Du bereit, ihn zu empfangen und anzuhören?“

„Ich werde ihn in unserm Besuchszimmer erwarten, liebe Mutter, und ihm, indem ich ihn verabschiede, auseinandersetzen, daß das Geheimniß, hinter welches er so gern kommen möchte, höchst einfach sei und darin bestehe, daß ich eine Christin, er aber ein Jude sei, folglich zwischen uns Beiden sich eine Kluft befände, die sich schlechterdings nicht überspringen oder ausfüllen lasse.“

„Ein Jude! er wäre ein Jude?“ rief die alte Gräfin böchlich erschrocken.

„Freilich, liebe Mutter, ist er ein Jude, der in Frankfurt am Main geboren ward und eigentlich Samuel Warner heißt.“

„Gott stehe mir bei, gute Katharina! So wäre er vielleicht gar der ewige Jude?“

„Lesen Sie selbst diese Schrift, theure Mutter, und urtheilen Sie dann. Sie ist überschrieben: Denkwürdigkeiten des Grafen von Saint-Germain.“

„Ich verstehe Dich nicht, Katharina, was soll das bedeuten?“

„Diese Schrift ist nichts mehr und nichts weniger als ein Blättchen Papier, welches ich, ohne Zweifel durch den Wind dahin getragen, eines Tages in dem Garten Ihres Zauberers oder Schwarzkünstlers fand, der hier gleich einem Gotte verehrt wird.“

Die alte Gräfin warf einen Blick auf diesen Papierschnitzel und las zu ihrem nicht geringen Schrecken folgende Bemerkungen:

„Ein schlechter Titel kann selbst der besten Ar-

beit Nachtheil bringen. Ich heiße eigentlich Samuel Warner, allein, um besser vorwärts zu kommen, habe ich mir den Titel Graf von Saint-Germain beigelegt. Ich bin in Frankfurt am Main am 12. October 1715 geboren; mein Vater ist ein armer Jude, der indeß eine schöne Gestalt hatte, meine Mutter aber eine sehr vornehme Dame gewesen, die ein gutes Gemüth besaß. Meine Mutter, welche reich war, hat den ersten Grund zu meinem großen Vermögen gelegt, das ich durch zwei herrliche Dinge, nämlich: Geist und Wissenschaft, hundertfach vermehrt habe. Fleiß, Beobachtungsgabe und Thätigkeit, darin bestehet das ganze Geheimniß des Steines der Weisen! In meiner Eigenschaft als verachteter, verfluchter Israelit, habe ich in meiner Jugend alle jene Angriffe, Beschimpfungen und Beleidigungen ertragen müssen, mit denen uns unsere religiösen Widersacher mehr als reichlich heimsuchten. Nachdem ich indeß erst einmal reich geworden war, wollte ich mich wegen jener argen Unbilden an meinen christlichen Feinden gern rächen, und da habe ich mich denn gar weidlich über die Leichtgläubigkeit der Einen, die Lüsternheit der Andern und die Ubernheit Aller lustig gemacht. Meine Rache besteht in der Geschichte meines ganzen Lebens. Ich habe, um meine Zeitgenossen anzuführen, mehr Geist und Kraft verschwendet, als vielleicht nöthig gewesen wäre, sie sämmtlich zu beherrschen; indessen, wenn man die Sache recht bei Licht besieht, so ist es am Ende wohl ziemlich einerlei, ob man die ganze Welt beherrscht oder sich über sie lustig macht!“

Wenige Stunden nach diesem Vorfalle verschwand der Graf von Saint-Germain für immer aus Cassel, und man kann dies als den letzten Moment seines fantastischen Königthums betrachten, denn kein Mensch kann sich rühmen, ihn seit jener Zeit auf dieser Erde als Graf von Saint-Germain wieder erblickt zu haben. Wohl aber erschien ohngefähr drei Monate nach diesem unplöglichen Verschwinden ein reicher Jude, Namens Samuel Warner, in Schleswig und ließ sich mit ganz außerordentlichem Gepränge, von dem man bis dahin in der Stadt gar keine Vorstellung gehabt hatte, in der kleinen Sanct Nicolaikirche taufen. Ein Jahr später kaufte dieser getaufte Jude,

nachdem er eine Reise nach Gott weiß welchem kleinen Herzogthume in Deutschland beendigt hatte, sehr ansehnliche Besitzungen, sowohl in Schleswig selbst als in dessen Umgebungen, und diesmal war Samuel Warner nicht allein; ihn begleiteten zwei Frauen, Mutter und Tochter; die Eine nannte sich die Gräfin Manoury, die Andere Katharina Warner schlechtweg.

Ist diese Entwicklung eines wahrhaften Zaubermährchens nicht im höchsten Grade befremdlich? Nichtsdestoweniger ist sie der Wahrheit entsprechend. Ich muß noch hinzufügen, daß die Stadt Schleswig der Klugheit und edlen aufopfernden Thätigkeit Samuel Warner's eine Seifenfabrik, eine Oelmühle, eine Zuckerraffinerie und eine Spitzenmanufactur verdankt, und schließe nun meinen Vortrag mit dem Wunsche: dem argen Sünder möge vergeben werden. Die im höchsten Grade gemeinnützige Thätigkeit Samuel Warner's hat, wie mich bedünkt, reichlich die gefährlichen Verirrungen und Fehler des berühmigten Grafen von Saint-Germain aufgewogen!"

K ü n s t l e r - H a r m .

Eine Novelle.

Lieben Freunde! Es gab schön're Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen:
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoos der Erde gräbt.
Schiller.

Der Tag graute noch, und von dem Thurme der . . . Kirche, dessen Spitze so fröstelnd und trübsinnig hervorschaute hinter den weißen kühlen Nebenschleiern eines Herbstmorgens, hatte die Glocke kaum die fünfte Stunde herniedergeläutet auf das lautlose, wie von einem Winterschlaf umfangene Dresden. Wie so streng und auch so traurig und öde zeigte sich da die sonst immer lachende, liebesfreundliche Residenzstadt; es will sich

noch gar nichts regen auf den Straßen, in den Promenaden und auf der Brücke; — wie befremdet steht man um die oder jene Ecke das verschlafene, halb nüchterne Gesicht eines Eile habenden Dienstmädchens hervorkommen und hier und da gewissenhafte, pünktliche Arbeiter über das Pflaster streifen, — o, so mag es wohl aussehen in einem Herzen, über dem der Thränenschleier falscher Hoffnungen unabwendbar herniederhängt, und wo, wenn die stolzen, stehenden Strahlen des lebensfüchtigen Mittags herein scheinen in die Trauerstelle verwaister Entschlüsse und zu Grabe getragener Frühreisen, die letzten trostflüsternden Lebensgeister schüchtern zerfahren, wie die Schattenbilder der Nacht vor dem Anbruche des herrschfüchtigen Tages, und hinabgleiten in die Folterkammer ertödteter, wahnwitziger Phantasten. —

Mit dem Glockenschlage erwachte ich; es wurde mir fürwahr sonderlich zu Muth bei diesem strengen, lautlosen Entwickeln des Tages, dem man es doch eigentlich anfühlte, zu welchem Leben er geboren werde. Aber nur auf Augenblicke beschäftigte mich das Gefühl misanthropischer Beschauung und machte gar bald manchfachen Erinnerungen Platz. Es mochten nun wohl einige zwanzig Jahre vorüber sein, als ich, ein toller, sorgenvergessener Bursche, meine akademischen Studien hier vollendet, und seitdem mir das Schicksal ein Paar recht grimmige Lehrmeister, Hunger und Noth, mit auf den Weg gegeben, als ich mit Pinsel und Mappe zu dem Baugener Thore hinauswanderte. O, das war eine gar rauhe und winterliche Atmosphäre, trotz Frühling und Sonnenschein, da draußen, die mir zuweilen arg um's Herz geschnitten, und manchen Sprößling aus guter Knabenhafter Zeit mit seiner Kälte just heruntergestreift hat. Ich hatte damals Gelegenheit, die Philosophie des Lebens, die ich mir nach Zeit und Umständen selbst improvisirte, auf meine Existenz nicht selten recht praktisch anzuwenden, und in Wahrheit, es würde mir noch heute zu manchen Skizzen Stoff geben, wenn ich mich daran erinnere. Mancher oft nicht unnütze Fingerzeig, den man in den besten Schriftstellern wohl noch vermißt, ist mir da zu Augen gekommen, wenn auch nicht immer zu Herzen gegangen; — denn etliche taugen wohl für das Auge und das

Ohr, aber sind nicht gut für das Herz. Das Schicksal ist feig, herzlos und unverständlich — weil der Arme, der Gefühlvolle, der Fromme, der für seine Schläge am leichtesten zugänglich, von ihm gerade am meisten zu leiden, während der Ehrlose, der Brasser, der Tyrann von dem Schicksale nichts weiß; — es ist herzlos, weil es ihm Freude macht, sein Opfer höhrend und unerbittlich zu verfolgen, bis es, müde, unfähig des ewigen Räthsellösens und um den Tod flehend, an dem Niederhange der Verzweislung sich windet; und es ist unverständlich, weil es nicht selten den, der nur sehr leicht unter seinem Drucke geschmachtet, plötzlich wieder erhebt, und der dann, wenn ihm das Schicksal nur einen Theil seiner Erdengüter beschadet, die es ihm aber zehnfach wieder vergütet, dafür weit ausgreift und in sein Joch Tausende schuldloser Hungriger spannt. —

O, es ist ein bitteres, schlimmes Verhältniß, wenn in jungen, unvorbereiteten Herzen die grünen Ranken der Hoffnung über dem grauen Gemäuer der Theorie weit hinausragen! Und wie bald hängen die zarten Spitzen so kränkelnd und hinfällig an der rauhen Lehne blattlos hernieder. Es ist wie ein beständiges Erzittern der Gefühlsaiten, wenn in den Nachwehen untreuer Liebe die Phantastie weinend darnieder liegt.

Denn da hat es wohl sein Uebles, wenn in dem Freihafen der Musen die Fackel des Glaubens unter den Draken der Zeitstriche längst verloschen und die Söhne Merkurs um den Tribut des Mäcenas lustig feilschen. Und es muß eine wohl schrille Harmonie geben, dieses Blitzfeuer der Ideale und jenes dumpfe, in den Parfumsbunt austapezirtter Kramladen zubereitete Vegetationsfurrogat, in dem das Flämmchen der Kunst nur sehr schwach aufleuchtet. —

Es ist hübsch und hat noch zuweilen sein Gutes, ein Künstler zu sein; ich meine auch nicht, daß es heutzutage besser sei, gar nicht geboren zu werden — ach nein, das wäre sehr einseitig und kleinmüthig; frage man nur den jungen, emporblühenden Bebauer des Feldes und das frische, rundwangige Landmädchen, die nur nach dem Lächeln der Sonne und bei dem warmen Ofen nach dem Kalender fragen, ob sie das Leben wohl lieben könnten; da wird man es bereuen, ihre Her-

zen erst schlagen gemacht zu haben und in dem feinigsten die Empfindung einer neidischen Behmuth spüren; denn die süßesten Verkettungen des Lebens bergen sich eben da, wo man es am einfachsten genießt, und darum ist es ein Glück, eine Gabe, mit Leib und Seele an ihm hängen zu können; aber zum Künstler geboren zu werden, das ist betrübend und ein großes Unglück.

Da draußen, wo unter den Rauchwolken einer klappernden, dampfgetriebenen Zeitsphäre wohl-dustende Aecker Hesperiens brach liegen müssen, während ein gieriger, leutesüchtiger Raben-Vöbel die besten Früchte mähet, hat schon mancher schöne Keim seinen Friedhof gefunden, dessen Reifen vielleicht mit Sorgfalt überwacht, vielleicht auch verweist von dem Stamme geräumt worden wäre.

Da hat es nun sein Wagens, wenn Kunst und Leben nicht mehr Schritt halten mögen.

Es heißt am Ende auch keine Frage mehr, ob es zuweilen nicht besser sei, wenn man diese Erfahrungen gar nicht mache; — darin sind wir denn, glaube ich, überein und würden es insonderheit vorziehen, jenen Rhapsodien ein duldsames Ohr und ein offenes Herz zu bieten, während man auf weichem Divan sich aus einem geistreichen Schriftsteller vorlesen läßt. Das ist aber leider der Knoten, der sich zusehends verwickelt und in Jahrhunderten wohl nicht leicht gelöst werden wird.

Hätt' es fast nicht geglaubt, sagt der aus der Fremde heimkehrende Handwerksbursche, wenn ich es nicht eben selbst erfahren. Es klingt das wohl recht einfach, aber auch wahr, und könnte auf anderer Seite uns gut zum Beweise dienen, wie weit die Theorie hinter der Praxis in unseren Tagen zurückbleibt. —

O, es war mir da gewiß recht waisenartig um's Herz, wie wenn kühle Regenschauer durch dichtes Gewölk bläuen, wenn ich zuweilen aufathmend hinter meiner Staffelei hervorschaute, und das kleine Stück Brot oder das sogenannte Geld, diese abscheuliche Tagesfrage, mir die Augen feuchteten, und ich daran dachte, ob ich wohl morgen oder in einigen Tagen, wenn meine Phantastie schon eine neue Idee geschaffen, etwas leichter werde darüber hinwegdenken können. Da fiel mir

aber blizschnell die vorjährige Kunstausstellung in Wien ein und die Namen derer, die mit ihren Bildern so zahlreich abgewiesen worden waren, und ich sah wieder auf die nasse Leinwand und malte hastig weiter, aber angstvoller und emfänger als vorher. Hab' es dann manchmal gar sehnlich gewünscht, Raphael zu heißen, oder Rembrandt, oder Goya u. s. w., wenn die reichen, großnamigen Bilderhandlungen, die ich oft zu Tagen vergeblich durchlaufen, höflich darnach fragten, ob ich einen Namen habe, mich bereits berühmt gemacht und was weiter, und mir dann immer achselzuckend die Arbeit zurückgaben.

So hatte ich gut einige Jahre unter der schwülen Zone der Schicksalswende gebraten, und meine Phantasie just müde geschliffen an dem Probirsteine des farblosen Zeitgeistes, als einmal plötzlich Pinsel und Leinwand unter dem Trauerflore eines unerwarteten Glücksfalles harmlos darniederlagen. Denn da war es mir nun ganz sonderlich frei um's Gemüth und fiel mir dabei auch etwas schwer auf's Herz, als ich aus der Heimath die Kunde erhielt, daß mir mein alter Oheim eine Erbschaft von einigen tausend Thalern gezeichnet und dann nach einer friedlichen Krankheit hinübergangen sei in ein besseres Jenseits. — Ich habe dann noch oft zurückgedacht an die zaghaften, sturmverschlagenen Ideen hinter der Sorgenflage meiner Staffelei, wenn ich schlenkernd an den stolzen Bilderläden vorüberkam, in denen ich einst über meinen Namen und meine Berühmtheit examinirt worden war, und hat mich dennoch zuweilen eine gar lüsterne Behmuth recht heimlich beschlichen, daß es mir nicht mehr so glücken wollte, wie sonst, da Kummer und Herzglühen eben in einem argen Wettstreite lagen. Habe es jedoch deshalb nicht aufgegeben, und wenn Freundin Muse mich überrascht, vergnüge ich mich noch gern daran, mit Farben und Pinsel eiligst zu Hülfe zu kommen; aber solche Bilder, wenn ihnen auch die Frische der Jugend dann und wann nicht mangelt und ein Tropfen aus dem eignen Herzblute zuweilen mit einfließt, geben doch zuletzt einen sehr geringen, todten Stoff des Ergögens in meinen Augen, weil sie nicht unter dem Schweiß des Lebensdranges und dem Ueberreiz gewaltig aufgereizter Nerven hervorgehen;

und dann ist es auch wieder ein ganz anderes Genre. —

Da ist es denn wohl leicht glaublich, wie in dem Dämmerseine stiller abgeläuteter Phantasien vergessene Thränen wie weiße Nebelflocken an der Erinnerung sanft vorüberschweifen, wenn die Kindeſwiege unsrer Hoffnungen uns plötzlich ein verſöhnendes Ayl geworden.

Denn es war lange her, als ich in Lied und Liebe mich freute, ein deutscher Maler zu sein, und ich eben zum Baugener Thore hinauswanderte; seitdem ist es nun, daß ich Dresden nicht wiedergesehen, obwohl mein Sehnen längst wieder dahin war, und seiner so gerne gedachte, wenn ich von den thätigsten Künstlern unsrer Zeit las. — Es ist mir nun eben nicht unbehaglich gewesen, da ich aus den Fenstern meines drei Stock hohen Stübchens herunterschaute auf das einladende gemüthliche Treiben der Residenzler, während ein kühles Morgenlüftchen mir den warmen Rauch meiner Pfeife um die Nase trieb. Da wollte mich es immer gemahnen, als sollte ich just nach der Mappe greifen und mich aufmachen nach dem alten Weg zur alten Schule, wenn ich kleine bühnertragende Schüler, behandkorbte Frauen und hübsche Dienstmädchen, die für den Tag einkaufen wollten, niedlich gepuhte, holdäugelnde Orissetten von Haubenkünstlerinnen oder Näherinnen, und langlockige, trübblickende Künstlergestalten an den Häusern vorüberrollen sah, und hatte da immer ein Jedes seine eignen Erinnerungen wieder. So ließ ich den Tag fast regelmäßig verlaufen, ohne Concert, Büffet oder Theater, außer einer Morgenpromenade in den großen Garten oder einer Partie nach Pillnitz; denn es wollte mir nirgends besser munden und lieb sein, als bei mir selbst in meinem engen doch ziemlich bequemen Stübchen, und konnte ich mich, inmitten des Trabens und Rauschens, da so recht heimlich fühlen. Aber es ist oft seltsam, wenn man es sich vorgenommen, lästige Begegnungen oder Erinnerungen in einsamer Zurückgezogenheit zu fliehen und zu vermeiden, und der Schmerz, der die Freude vergiftet und Herzen durchschneidet, hat sich eingeschlichen, ehe man es noch ahnt. Ja, so mußte es mir hier kommen, und weiß ich noch nicht, ob ich das eben Erfahrene mit den Uebelständen

meiner eignen Lage, wie sie mir früher ein selten unterbrochenes Tagesleiden waren, vergleichen soll, oder ob das Betrübende derselben gar noch darüber hinausragt. — Ich will dieses letztere dem fühlenden Leser selbst abwägen lassen, indem ich das Vernommene hier ohne Zuthat folgen lasse. —

Der Zeiger stand noch nicht auf halb sechs Uhr, da lehnte ich schon eine gute Weile reisefertig am Ofen, und dachte eben darüber nach, wie frostig die kühlen Matten mit den Morgenschauern des Herbstes da draußen harmonirten, und ehe ich selbst von ihren eigenthümlichen Zaubern ganz und gar übergossen ward, deprecirte ich noch zeitig genug auf diese an sich schuldlosen Wärme-grad-Betrachtungen, überknöpfte mir so schließlich den Rock, stürzte den Hut auf den Kopf und griff im Fortgehen nach dem in der Nähe der Thüre müßig wartenden Regenschirme. Als ich so die schmale hölzerne Treppe hinunterstieg, deren Stufen noch theilweise in einem unergründlichen Grau lagen, strich ein anderer, dem Gehöre nach jüngerer Fuß über die letzte in die Hausflur endigende Treppe hinab, und der Flüchtigkeit der Tritte nach schien es diesen Füßen auch um Eile zu thun. Ich eilte nach, und als ich in dem Gange über die harten Steinplatten den männlichen Apsomb unterschied, war es mir darum, die Person kennen zu lernen, da sie doch sicherlich in meiner unmittelbaren Nähe wohnte, und ich, sobald es nur thunlich, gern nachbarliche Freundschaft suchte. Richtig, als ich eben den ersten Fuß in die Hausflur setzte, steht ein junger Mann mit langem Haar und blassen Wangen an der Thürschwelle, den Rockfragen aufschlagen und in ein Paar verschossene lederne Handschuhe fahrend; denn es hatte einen scharfen Zug in der Luft und ging bereits reislich-nass nieder. — Ich entbiete dem fraglichen Hausnachbar meinen Gruß, trete auf die Straße und entfalte meinen Schirm. Der junge Mensch dankt kurz aber höflich, und will damit an mir just vorüberstreifen. — „Mein Herr!“ rufe ich dem Gelockten zu, „ich sehe da, wir gehen einen Weg, und 's ist nicht angenehm, um diese Jahreszeit sich vollregnen zu lassen; wollen Sie nicht die Annehmlichkeiten des Schirmes mit mir theilen?“ — Der blasse junge Mann drehte sich nach mir und er-

wiederte mir in einer sehr weichen, unsicheren Stimme, wie er mein Erbieten sehr dankbar annehmen wolle, und ging dann mit einer gewissen Rücksicht zu meiner Seite. — Um ein Gespräch zu veranlassen, sage ich scherzweise: „Ja, da hat es sein Signes, wenn einmal der stoische Herbst an das Wolkenruder gekommen; ... 's ist zwar auch nichts Gewöhnliches, wenn man dem November noch einen Junimorgen abtrogen will!“ — „Ach ja,“ stimmte mir mein Gesellschafter bei, „der Spätherbst hat sein Böses ... er scheint mir immer noch trauriger als der Winter.“ — „Ja, ja,“ sage ich wieder, „im Sommer der Garten, im Winter die Stube; aber auf jeder Seite etwas Angenehmes! Denn wenn der Blüthenhauch des Sommers, die holde Morgenbläue und das lose Abendlüftchen das Gemüth so recht herzlich umfangen, und werthgehaltene, in dem dumpfen Bücherschränke eingesperrte Bände einem so eigentlich anwidern, und dann der Herbst jenes untreu gewordene Sehnen mit dem Schranke allmählig wieder ausöhnt, alsdann hat man den Winter so gern, und das Herz fühlt sich wieder so frisch und man sich selbst so beruhigt hinter bestaubten Buchschanzen und ungelesenen Tagesberichten, während es draußen friert und der Schnee fällt und ein lebhaftes Prasseln im Ofen der Kälte wehrt.“ — „So ist es, ja, mein Herr!“ erwiderte der junge Mann, „'s will mir aber dennoch so grausam scheinen ... dieses kahle, unfreundliche Aussehen der Natur; und, glauben Sie, es giebt Leute, die nicht so denken wie Sie.“ — Dabei sah mir der Sprechende mit einem beredten dunklen Augenpaar in's Gesicht, daß es einen seltsamen Eindruck auf mich machte, und ich in diesem Blicke etwas Schwermüthiges und Schwärmerisches zu entdecken glaubte. Und als ich ihn darauf unmerkelt betrachtete, sah ich immer noch diese bleichen, schmalen Wangen, und es schien mir, als ob ich mit diesen Worten in ihm unangenehme Empfindungen geweckt; denn seine Augenbrauen hatten sich einander schnell genähert und eine scharfe Runzel hatte sich dazwischen gedrängt.

Unterdeß fiel der Regen immer stärker und so heftig nieder, daß ich umzukehren beschloß, und ich sage deshalb zu meinem Begleiter: „Die Partie ist verdorben, und es ist keine Hoffnung da,

trocknen Fußes die Promenaden zu erreichen; mein geheiztes Stübchen dürfte sich trefflich zur Fortsetzung unsres Gesprächs eignen ... nehmen Sie die Einladung an, junger Mann?" Dabei erlaubte ich mir, meine Hand auf seine Schulter zu legen und ihm mit einem fragenden Blicke in's Gesicht zu leuchten. Jedoch er verneinte, indem er mir mit einem Lächeln sehr schwer verwundenen Schmerzes dankte, und nannte mir eine Straße, auf der ihm das Schicksal ein Asyl habe finden lassen, das für beide Jahreszeiten gültig sei, und wollte sich damit verabschieden. — Ehe ich noch vollkommen begriffen, wie mein Begleiter wohl diese Aeußerung meine, bitte ich den jungen Mann um seine Hand, und: „Wir sind doch Hauscollegen, mein Herr?“ frage ich ihn, die Dargereichte drückend. Er bejahte und machte mir dabei ein sehr höfliches Compliment, das mich beinahe verlegen gemacht hätte. — „Um wie viel Uhr,“ frage ich nun weiter, „geben Sie Ihre Geschäfte für den Tag los? Ich werde mir einmal die Freude machen, mich, als Ihr neuattachirter Hauskamerad, über die Grenzen Ihres Miethplätzchens zu wagen; 's gilt einmal etwas zu plaudern ... von den Tages-Interessen und so fort.“ — „Was giebt mir so plözlich die Ehre Ihres Vertrauens, mein Herr?“ höferte der junge Mann und wechselte die Farbe, während ein zerrüttetes, leidendes Gemüth sich in seinen Augen spiegelte, die eben helle, trockne Thränen zu weinen schienen. — „Mein Stübchen aber ist nichts als eine kühle Schlafstelle, und 's sind auch nur ein Paar Stündchen, die ich vor Nacht wachend da zubringe ...“ — „O, thut das doch wenig zum Zweck,“ unterbrach ich, „es bleibt beim Worte!“ und empfahl mich.

Darauf ließ ich Promenade Promenade sein und dem Himmel sein Schmolzen, sah weder links noch rechts, und kam mit bespritzten Stiefeln und triefendem Schirme im Geschwindschritt wieder vor der Hausthüre meines drei Stock hohen Absteigequartiers an. Da sahen mich die kahlen Wände meines Zimmers abermals so dürr und frostig an, und auch die eisernen Platten des Decemberfrostes und der Eiszapfen waren ihrem Charakter als gute Wärmeleiter richtig treu geblieben; aber ich hatte mir einmal vorgenommen, eine jede der Jahreszeiten entsprechend zu feiern, und als-

bald entbrannte so knisternd und prasselnd hinter der Bluthschanze des Deschens ein so weit harmloses Opferfeuer, daß es sich gar bald lohnte, dem Stubenmädchen in's Handwerk gepfuscht zu haben. So sah ich dem ersten Erscheinen meines weiblichen Kammerdieners etwas beruhigter entgegen, und als es erst auf den Straßen etwas rühriger wurde, und der Tag, fortan nachhängig, verdrossen, sich heranlog zu dem hungrigen Mittag, und unter dem Drucke der Langweile nach und nach alterte, da hatte ich mich an den Theaternovitäten der Wiener „Illustriren“ und an den Absurditäten eines „unpolitischen“ Schmähschriftchens just müde gelesen, und konnte den „kleinen Leiden des Ehestandes“ von Balzac eben auch kein Interesse mehr abgewinnen, bis ich denn Bekanntschaft mit einem andern noch neuen Blatte machte, das in Gehalt und Farbe seinen Titel trefflich zu repräsentiren vermochte; es war eine Zeitschrift „für das deutsche Volk“, und hat es mir in seiner echten, kernigen Weise so recht zum Herzen geredet. — Bald hatte indeß der Abend der Nacht sein Versprechen gehalten, und gar einladend schwebte mir an dem grauen, dunkelerfüllten Horizonte meines Schlafzimmers der spärliche Schimmer eines gebleichten Betttuchs entgegen. Und wollte mir's d'rauf übel dünken am Morgen, als scheue Traumwolken an dem Gelende mattherziger Erinnerungen lieblos vorüberzogen und in gar sonderlich blaßfarbigen Bildern aus meinem Leben recht düstere Märlein schufen. Obwohl ich nicht darauf kommen konnte, weiß Wassers Quell es sei, und der junge Mann, der mein Hauscollege war, mir dabei nicht aus dem Gedächtniß kommen wollte, schob ich es vorläufig auf die schwülstige Lectüre der Journale, die abmüdenden Berichte über Herrn Guzent und Madame Lejars, den Buridan und was weiter. Während ich nun noch damit zu Rathe ging, wie man das Widrige mit Besserem genügend ausöhne, mochte mein junger Freund längst den gewohnten Weg nach seinem „Asyle“ eingeschlagen haben, und hätte ich in diesem Augenblicke ihn fast darum beneiden mögen, wenn ich daran dachte, wie da in dem Geräusche der Geschäfte und dem Drange nach Broterwerb fadens, entbehrliches Sinnen keine Audienz finden kann, und wie dann am ersehnten, schlafhängigen

Abend jede Minute der Freiheit dem Besizer ihre Procente bringen muß, sobald er sich die Zeit nutzbar zu machen strebt und ein gewisses Verlangen nach dem Guten und Schönen sich in ihm regt. Aber wie dem nun auch sei, wofür sollte ich den Burschen halten, der sich denn durchaus zu der Strenge der arbeitenden Klassen bekannt hatte, indem er zu einer so frühen Tageszeit an sein Geschäft gehen mußte? Für den Handwerker war mir sein Anstand zu natürlich, seine einfache, prunklose Kleidung zu gewählt, und seine Gestalt zu ästhetisch; aber je länger ich darüber nachgrübelte, um so schwachhaltiger wollten da meine Vermuthungen fußen, und war es mir immer, als solle ich einen Roman lesen aus dem Schmerzlächeln seiner Lippen und dem Glühfeuer seiner Augen, die einen gar seltsamen Contrast bildeten. — O, ohne Zweifel, der große Lavater würde mich gewiß bald von meiner Verlegenheit losgemacht haben.

Da kam der Abend, der es heimisch macht in den Zimmern und die Flamme der Vertraulichkeit so herzig anfacht, wenn es draußen still wird und dem müden Wanderer spärlich der Mond leuchtet, und wie ich mir störrisch den Rauch um den Bart bläse und mich darein verliebt habe, langweilig das Licht zu puzen, höre ich meinen Miethnachbar eben die hölzerne Treppe heraufsteigen, an meinem Zimmer vorüberstreifen und in die vierte Etage nach seinem Logis hinaufsteigen. Es wurde mir da auf einmal so frisch und freudig um's Herz, wie wenn ein Sturm böse Wolken verschlagen und hinter dunklen Bergspitzen die Hoffnung grünend hervorragt. Es drängte mich, ihm nachzueilen in sein einfaches kühles Schlafstübchen, wie er es nannte, kurz, bekannter zu werden mit dem mir noch etwas fremden jungen Manne; und Umstände ... nun, die sollten sich ja nicht dazwischen drängen; es war auch nur auf kurze Zeit, auf ein Paar Minuten recht herzlichen Einverständnisses berechnet; ich raffte also das erste beste Journal, das mir zunächst lag, von dem Tische, versah meine Pfeife mit Tabak, und bald war es nur noch die Treppe, die mich von meinem jungen Freunde trennte. Nun stand ich vor der Thüre, die ich für die seinige hielt; ich klopfte, ich trete ein, und mein Freund mit dem gelockten Haar, den blaffen Wangen und den weinenden, thränen-

losen Augen kommt mir so eilends entgegen, als habe er mich eben erwartet, und mir war es in diesem Augenblicke, als sollten wir recht gute Bekannte werden. Wie ich ihm nun aber so Auge gegen Auge sah, und ich vor uns auf einem Tische, dessen Fläche ein trübes Dellämpchen bescheiden erleuchtete, ein Häuflein geöffneter Briefe, Druckschriften und Manuscripte ungeordnet, verstaubt, und auf dem Deckel eines alten Koffers umgefallene Bände der deutschen Classiker so höchst stiefmütterlich placirt sah, da war mir's, als sei's just kein Traum gewesen diese Nacht, was mich so verwirrt und mir eine so trübe Stimmung gemacht; und war mir es eben wie unzeitig Schelten und Scherzen bei dem Buchkram, als es mir aber wie ein scharfer Zugwind an's Herz kam, indem mir der junge Mann, da er mein Sinnen wohl ahnte, mit einem so gewaltsamen, aber doch äußerst flehenden, offenen und leidenden Blicke wehrte, daß ich eine bittere, betrübende Antwort daraus las. Endlich sagte er und versuchte darüber zu spötteln: „Die Literatur hat einen groben Verehrer gefunden im vierten Stock, verzeihen Sie, aber warum hat man auch der Gule dies Patronat anvertraut!“ — Ich wußte für den Augenblick nicht, wie ich die Floskel, die doch von etwas Humor zeugte, mit dem dumpfen, trauernden Ausdruck seines Auges reimen sollte, und lächelte etwas befremdet. — „Nun, da haben wir's ja,“ erwiderte ich darauf, „wie man insgeheim Farbe bekennt, während man irgendwo kurz abspricht; sagen Sie es nun nicht, wie mit dem Herannahen des Winters man es allmählig mit dem Bücherschranks wieder gut zu meinen anfängt? Ja, ja, dazu haben Sie nicht übel gewählt ... diese Lectüre ist gewissermaßen etwas Bleibendes, und man weiß es vorher und braucht keine Recensionen, daß es etwas Gediegenes ist.“ — „Ach ja, da haben Sie wohl Recht!“ sagte der junge Mann mit seiner gewöhnlichen ängstlichen Stimme wieder, „und es hat auch sein Uebles um Recensionen; aber wenn man reich wäre und das Schicksal zuweilen mit Gold blenden könnte ... o, da würde jeder Augenblick mir recht sein, daraus zu schöpfen, und ich würde diese Bücher bewahren wie meinen Augapfel, und dann, hören Sie, wenn man so recht tief und innig mit

dem Dichter zugleich fühlt, und zwei verwandte Seelen, die in dem hehren Gluthfeuer der Wahrheit sich vermählen, sich brünstig und in dem Rausche einer edlen, gottgeläuterten Verzückung einander mittheilen, wie zwei Verliebte, die in einem einzigen Kusse eine überirdische Seligkeit schmecken, — ja, dann würde ich noch einmal recht still dem Schlage meines eignen Herzens horchen und dann würde ich schreiben ...“ — „Ei, es ist etwas Schönes, etwas Erhabenes um den Ruf eines Schriftstellers, mein Freund,“ unterbrach ich den jungen Mann, der, überfluthet von seiner Phantasie, diese Worte mit einer wilden, fast fanatischen Begeisterung sprach, — „wenn Sie das Talent und die Kraft in sich fühlen, so schreiben Sie; wenn Sie von Ihrem Gegenstande durchdrungen und befähigt sind, Ihren Empfindungen den entsprechenden Ausdruck zu leihen, so greifen Sie zur Feder!“ — Als ich das sagte und damit meinem jungen Freunde so recht in's Herz sprach, da sah ich, wie er sich meinen Blicken hinter einem hastig hervorgezogenen Tuche, das sein Gesicht bedeckte, entzog und große Thränen darauf herniederrollten. Es griff mir an's Herz, die Begeisterung, der Schmerz, die Thränen dieses Unglücklichen, — denn in diesem Augenblicke fing ich an zu begreifen, daß dieser Mensch nicht glücklich sein könne, — und als ich dann, selbst erschüttert von dieser Entdeckung, mein Auge zurücknahm, und mein Blick ziellos über den Manuscripten und Briefen schwebte, da wollte es mich bedünken, darunter die Namenszüge sehr bekannter Verleger gelesen zu haben. — Nach einer Pause, in der ich es nicht über mich gewinnen konnte, den unwillkürlichen Drang des Schmerzes zu verwinden, fuhr ich fort und sagte darauf hin: „Diese Thränen, mein Freund, sagen mir Alles! Ich will es Ihnen sagen ... hören Sie mich recht ruhig an. Sie haben in Ihrem Leben mit unerfüllten Wünschen zu kämpfen gehabt; Ihre Hoffnungen, frühreif zuweilen, wurden zerschlagen; die Zeit der Erschöpfung, der Prüfung trat ein für Sie, da sollten Sie Geduld und Ergebenheit zeigen; aber Sie wurden muthlos; und während Sie darauf warteten, einmal erkannt und glücklich zu werden, da gingen Sie vollends unter, und über die fran-

ken Pflänzchen des Ideals breitete sich fürder der Gram.“ — Während ich noch so redete, wurden die Züge des jungen Mannes, die erst so ernst und verstört um seine Augen lagen, plötzlich heiter, und mit einer höchst rührenden, gewinnenden Freundlichkeit sagte er zu mir: „O, Sie mein theurer, verehrungswürdiger Freund, welcher Umstand hat Ihnen das Alles gesagt?“ — „Die Schule des Lebens und der Leiden,“ ging ich in meiner Moral immer weiter, indem mein Freund mich mit Aufmerksamkeit hörte, „ist der Wiederhall aller traurigen Erfahrungen, und Sie irren sehr, wenn Sie in dem Glauben an ein böses, ungerechtes Schicksal müßig schmollen und in dem Festhalten dieser Ideen, die zum Ruin Ihres eignen bessern Selbst werden, mit der Zeit moralisch versumpfen. Lesen Sie das Leben fast aller großen Männer ... lesen Sie das Schillers — wie bewegt, wie traurig war es! — Und, o, nehmen Sie mir es nicht übel, Sie werden sich schämen, daß Sie zuweilen noch so leicht wegkommen.“ — „Verzeihen Sie, mein Herr,“ wandte mir der junge Mann, wie auf eine Weise angegriffen, ein, „Sie sprechen wahr; aber ich habe die Verzweigungen des Lebens und, wenn Sie wollen, die Carriere des Literaten, eben auch nicht durch die bunte Brille der Phantasie gesehen; o, und ich habe Erfahrungen, die man selten zweimal machen wird.“ — „Gut,“ erwiderte ich und stellte mich so gefaßt als möglich — denn es galt mir, ein Herz, das krank und gebrochen, tröstend zu erheben, und der Welt ein fähiges, starkes Glied wiederzugeben, — „ich will es Ihnen glauben, Sie haben unter dem Drucke mißgünstiger Umstände leiden, ja, unverdient leiden müssen, und in Folge dessen waren Sie nicht mehr fähig, Ihren Muth frisch zu beleben; ja, was noch mehr, Sie fingen an, an der Güte, der Gerechtigkeit Gottes zweifelnd zu werden, und das Vertrauen schwand aus Ihrer Seele; aber nun nennen Sie mir auch diese Uebel, diese Unbilden des Schicksals, die Ihr Herz auf den jetzigen Punkt der Verödung und der Stumpfheit brachten; denn wenn ich einen Feind habe, so muß ich ihn sehen, ich muß ihn nach seinen Grundsätzen genau kennen, wenn ich ihn bekämpfen und zu diesem Werke die richtigen Waffen wählen will. Ich

bin auch Ihres Alters gewesen und kann vielleicht von ähnlichen Erlebnissen sprechen!" — „Mein Herr, es ist eine Wunde, die mir tief in's Leben schneidet!" zögerte mein Freund, und mir war's, als versage ihm plötzlich die Stimme. — „Dann ist es Zeit, die Scharfe endlich zu heilen!" sagte ich wieder; „denn, und das ist niederdrückend, die Zeitstürme sind rauh, und wenn über den Blumenbeeten des Sommers steife Schneekrusten liegen, da wird man vergebens das Weilschen suchen." — „Es ist wohl ein schlichtes und oft dagewesenes Märchen, so höre ich Sie sagen; aber ich hege die Meinung, daß, wenn man zuweilen das Maaß der Leiden zweier unter einem und demselben Schicksale schmachttenden Naturen, die aber von ungleichem Charakter, abwägen wollte, sich auf der einen Seite kaum die Hälfte der Wirkung herausstellen würde, und dieser Unterschied ergiebt sich aus dem von Natur gehärteten, ruhigen, und dem von Natur zarten, aufwallenden Charakter der Naturen. Da habe ich es schwer empfunden, als meine gute Mutter, die mich mit Freuden für den geistlichen Stand heranreifen sah, mir von dem Tode meines Vaters schrieb, und ich, trost- und mittellos, das Gymnasium über trocken langen Lehrjahren vergessen mußte; o, wie manche Seufzer, manche Hoffnungen wollten da überwunden und aufgegeben sein! Ja, ja," sagte der junge Mann weiter, und Trauer und Schmerz reichten sich über seinem Haupte die Hände, „nehmen Sie den Maler, der hinter seiner Staffelei über einem göttlichen Ideale brütet, der die Sünde, die Ruchlosigkeit der Welt mit seinem eignen Herzblute malt, ... ja, reißen Sie ihn hinweg von seiner Leinwand, die ihm in diesem Augenblicke Alles, und knechten Sie ihn ein in die kahle Werkstatt eines Lackirers! Nehmen Sie den Dichter, den Schriftsteller, der die Jammerhöhlen des Lasters aufgesucht, und der mit seiner Feder Generationen aufregt und zum Heile des Rechts und der Freiheit Revolutionen erzeugt, ... nehmen Sie ihm sein Manuscript, seine Feder, an der er, wie der Offizier an seinem Säbel, mit Stolz hanget, und weisen Sie ihn in die fade Schreibstube eines Justizmenschen! Nun haben Sie die Güte," sagte mein Freund, schnell einhaltend, in einem sehr ruhigen

und gütigen Tone zu mir, „geben Sie dieser Gewalt, sofern Sie an die Existenz einer solchen glauben, einen Namen, und denken Sie sich dieselbe in ihren Folgen auf ein verwaistes, niederbeugtes Herz!"

Darauf machte mir der Unglückliche ein abwehrendes Zeichen mit der Hand, indem er die andere klagend auf die Brust legte, und ächzte einige Minuten unter einem bössartigen, hohlen Husten, während mir seine Züge sehr markirt erschienen und eine fahle, bleiähnliche Gesichtsfarbe darüber hinlag. —

O, nun that mir's wehe, nicht trösten, nicht heilen zu können, wo das Uebel so bedenklicher Natur war, und mir war's mit einem Male, als höre ich das Getöse eines Sarges, den man in's Grab senkt, und das Trauerschluchzen treuer Lieben darüber hinwehen, wie mich aus den matten, glanzlosen Augen des jungen Leidenden ein ruhiges Entfagen und eine böse Herzensleere just anstarrten. —

Ich ließ einige Minuten lautlos vorübergehen, dann nahm ich seine Hand und versuchte es, durch einige aus meiner Jugend hergeholte Berggiftmischungen versöhnend auf sein armes Herz zu wirken, indem ich sie dem verblühten Kranze seiner Lebensknospen und Frühreifen möglichst einzuweben suchte; und als ich endlich darauf hinkam, wie durch den Tod meines Onkels eine harmlosere, ruhigere Existenz für mich angebrochen, da erwähnte er des Doctors R. in S., und fragte mich, ob ich den Mann wohl kenne. Ich bejahte es. Da lachte er und sagte: „Der Doctor R. in S. ist der Bruder meiner Mutter ... er ist wohlhabend, er könnte etwas für mich thun, aber er verachtet uns, weil wir arm sind, und ich nichts bin als ein titelloser Schriftsetzer."

Jetzt wurde mir's unheimlich in dem Zimmer; es war mir, als belaste eine Sünde mein Gewissen, ich wünschte meinem Freunde eine gute Nacht, und stieg hastig über die Thürschwelle. Dann stand ich rathlos, zerrüttet und weinend im Gemüth, in meiner Stube; es war dunkel, feierlich inmitten der Wände, und die Glocke der ... kirche erzitterte mürrisch unter zehn Schlägen. Meine Augenlider wollten sich nicht schließen,

sie blieben starr, und meine Glieder, noch straff
und beweglich, ließen mich nicht ruhen, da ent-
schloß ich mich, ich ergriff statt des Pinsels die
Feder und schrieb meinen „Künstler-Harm“.

Arthur Hassner.

Vier Sonette von Shakespeare.

(Von diesem — nach dem Shakespeare-Erforscher
Drake — an seinen jugendlichen Freund, den Grafen
Southampton gerichtet.)

Uebersetzt von Th. Grf. v. R.

5. *)

Frühlings Anfang.

Entfernt von dir hat mich der Lenz gesehen,
Als stolz der Mai in vollem Blüthenglanz
Herzog, die Welt mit Jugend zu umwehen,
Daß selbst Saturn erwacht zu Scherz und Tanz.
Doch wurd' ich bald des Vogelsanges müde,
Und alle Wiesenblumen konnten nicht
Bewegen mich zu einem Frühlingsliede,
Noch sie zu pflücken, zart im Thau gebüekt.
Es ließ mich kalt der Eitje weiße Pracht,
Kalt auch der Rose Morgensonnengluth;
Sie waren schön, doch all' nach dir erdacht,
Dein Abbild — wie's weit schöner in mir ruht.
Rauh schien's mir, und da fern du, spielt ich milde
Mit ihnen wie mit deinem Schattenbilde.

6.

Die diebischen Blumen.

(Als Fortsetzung des Vorigen.)

Dem frühen Weilchen droht' ich: „Süßer Dieb,
Geraubt hast du den Duft von Freundes Hauch,
Und, was auf zarte Wang' dir Purpur trieb,
Sein Blut ist's, das du stahlst zu eignem Brauch.“
So schalt ich Eitje auch um deine Hand,
Und Majoran um deiner Locken Reich.
Die Rose zittert bang in dorn'gem Strauch,
Roth die' aus Scham, vor Schrecken jene bleich.

*) 1, 2, 3 und 4 siehe in Nr. 47 der Abendz.

Die dritte hat so Weiß wie Roth entwendet,
Ja selbst des Athems Duft dir nach erzeugt;
Doch für des Dünkels Wahn, der sie verblendet,
Hat rächend sie des Todes Wurm erreicht.

Mehr Blumen sah' ich, doch sie all' erwarben
Von dir allein sich Duft und Pracht der Farben.

7.

Schönheit und Treue.

Um wie viel schöner scheint die Schönheit noch,
Wenn hold der Schmuck der Treue sie umgiebt:
Schön prangt die Ros', und Jeglicher sie doch
Um ihren süßen Duft erst wahrhaft liebt.
Die Pageros' ist reich wie sie an Glanz:
Sie gleicht der Ros' an Farbenpracht und Duft,
Und wiegt wie diese gern sich auch im Tanz
Die linden Lüfte, wie sie Frühling ruft.
Jedoch ihr Werth ruht nur im äußern Schein;
Drum unbeachtet blüht und welkt sie hin.
Nicht so die Ros', die nach dem Tod' erfreu'n
Noch lang uns kann durch ihres Dufts Gewinn.
So strahlt, wenn deine Schönheit nicht mehr lebt,
Stets deine Treu', in meinen Vers gewebt.

8.

Unsterblich durch Gesang.

(Als Fortsetzung des Vorigen.)

Denn dieser Dichtung Dauer überleben
Wird Marmor nicht, nicht Gold der Ehrenmale,
Und schönern Glanz kann Poesie dir geben
Als jene staubumzog'ne Steineshalle.
Büchsäulen stürzt der Krieg, Paläste ganz
Wirft nieder der Empörung Ungestüm;
Zerstören aber der Erin'ung Glanz
Kann Feuer nicht noch Schwert in seinem Grimm.
Durch Tod und Krieg und feindliche Vernichtung
Geht sie hindurch: So dauernd' Denkmal stellt
Für spät' und spät'sie Zeit ihr meine Dichtung,
Daß sie bestehn wird bis zum Tag der Welt.
So, bis du selbst dem Grabe einst entschwebst,
Im Lied du wie im Blick' der Liebe lebst.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Frankfurt a. M. im November.

Mein letztes Schreiben schloß mit der Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Lessings. Seitdem hat sich jedoch das Blatt gewendet: Lessing, seine Zusage be-
 reuend, stellte Bedingungen, welche das Stadel'sche Institut unmöglich eingehen konnte. Der geniale Künstler bleibt nun in Düsseldorf, und Frankfurt muß den Hoffnungen, die es an seine Erwerbung geknüpft hatte, entsagen. Das ist allerdings sehr zu bedauern; doch sind wir darum in künstlerischer Hinsicht keineswegs verwaist. Die Säle des Stadel'schen Instituts, welche als Ausstellungslokal für die neuesten Werke unserer Künstler dienen, geben redendes Zeugnis von ihrem Talent wie von ihrer Fruchtbarkeit. Das Bedeutendste in letzter Zeit war Schwind's „Sängerkrieg auf der Wartburg“, ein in der Conception des Ganzen wie in einzelnen Figuren ausgezeichnetes Werk, an welchem etwa nur eine gewisse, den Beschauer unerfreulich berührende Trockenheit auszufegen wäre. Becker's „Heimkehr der Schnitter“, Dypenheim's „Segen des Großvaters in einer polnischen Synagoge“ und andere gelungene Genrebilder fesselten längere Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums, das durch unausgesetzt zahlreichen Besuch der Ausstellungssäle einen regen Kunstsin bewährt. Neben den Werken einheimischer Künstler brachte die Ausstellung auch „Raphael und die Fornarina“ von dem Belgier de Vievre, der jedoch in diesem Bilde den großen Ruf, welchen sein „Compromiß“ ihm erworb, keineswegs gerechtfertigt hat. Unser Steinla, ein Schüler von Cornelius, und im Fache der Heiligenbilder wohl einer der ersten lebenden Künstler, arbeitet noch an seinem „Urtheil Salomonis“ für den Kaiser-saal. Metzel ist nach Aachen, seiner Vaterstadt, berufen, um das Rathhaus mit Fresken zu schmücken. Unser talentvoller Bildhauer von der Launiz ist noch mit dem Monument zu Ehren der Buchdrucker-kunst beschäftigt, welches, in galvanoplastischer Manier ausgeführt, auf dem Hofmarkt errichtet wird. Ein anderer unserer Bildhauer, Professor Zwergler, vollendete dieser Tage das schöne Gypsmodell der Rottecks-Büste für Freiburg, das nun zum Guß in die Erz-

gießerei nach München wandert. — Von der Kunst zur Wissenschaft übergehend, will ich der beiden im September hier stattgefundenen Versammlungen der Germanisten und Gefängnisreformfreunde nur kurz erwähnen, da die Zeitungen sie hinlänglich besprochen haben. Die gelehrten Herren hatten alle Ursache, die Gastfreundschaft Frankfurts zu rühmen, wie dieses hinwieder durch ihre Anwesenheit manche heilsame Anregung empfing. — Für das Theater war das bedeutendste Ereigniß in letzter Zeit das Gastspiel Jenny Lind's. Bei aller Bewunderung der eminenten Vorzüge dieser Künstlerin herrschte doch der Enthusiasmus diesmal nicht so unbedingt vor, um nicht auch der nüchternen Kritik Raum zu gönnen. Namentlich tadelte man das beschränkte Repertoire der Sängerin, und ihr gleichsam absichtliches Vermeiden fast aller größern dramatischen Aufgaben, — ein Tadel, der zwar gewisse Enthusiasten höchlich ent-rüstete, seitdem aber auch in Berichten von Darmstadt u. s. w. sein Echo fand. Das Gastspiel der Biardot-Garcia, welches unmittelbar auf jenes der Lind folgen sollte, und gewiß interessante Vergleichungspunkte geboten hätte, hat sich wieder zerschlagen. Gegenwärtig gastirt Emilie Walter, früher Primadonna in Stuttgart. Als Norma sprach sie wenig an, mehr aber als Romeo, Fidelio, Valentine und Donna Anna. Das Schauspielerepertoire war in letzter Zeit durch Erkrankungen u. s. w. mehrfach gestört. Frä. Quint vom Königsstädter Theater zu Berlin gastirt jetzt im Fache der Liebhaberin und soll engagirt werden. Herr Bosch aus Wien producirt an sechs Theaterabenden „optische Licht-bilder“, die ungetheilte Anerkennung fanden und von Kunstverständigen sogar über Döbler's seiner Zeit berühmte „Rebelbilder“ gesetzt wurden. — Von Clavier-virtuosen hörten wir Herrn Kuhl und den vierzehn-jährigen Alfred Jäll, ein Talent, das schon jetzt Anerkennung verdient, und zu noch schöneren Erwartungen berechtigt, wenn seine Kunstbildung sich vor unbedingter Hingebung an die Anforderungen der Mode frei zu halten weiß. In Jäll's Concert erntete unser trefflicher Violinist Heinrich Wolff wieder lebhafteste Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen sowohl als Virtuoso wie als Componist. Von den durch ihn demnächst zu veranstaltenden Quartettunterhaltungen dürfen sich die Kunstfreunde ausgezeichneten Genuß versprechen.

##

Literatur und Kunst.

Hedwig. Novelle von Ida von Düringsfeld, Verfasserin von „Schloß Goezin“ u. s. w. Breslau, Joh. Kern. 1845.

Die Verfasserin von „Schloß Goezin“, „Marie“, „Haraldsburg“ u. s. w. hat sich einen ehrenvollen Platz in unserer neuen Roman- und Novellen-Literatur er-

rungen. Es ist nicht nur die Formfertigkeit in der Darstellung oder das Geschick in der Auffindung einer fein gegliederten Intrigue, welches ihr ein bedeutendes Interesse in der deutschen Lesewelt erworben hat, sondern überhaupt jenes charakteristische Moment, jene Eigenthümlichkeit, die sich in den meisten der literarischen Productionen entschieden geltend macht, welche in der Gegenwart von Persönlichkeiten aus den höhern Kreisen der Gesellschaft ausgehen. Nicht Alles ist poetische Fiction, was auf den ersten flüchtigen Blick so aussehen mag. In dem größern Theile dieser von der Aristokratie verfaßten Novellen und Romane spiegelt sich die einfache Wirklichkeit, wie sie sich in den Salons und den Adelsfamilien selbst gestattet, oft mit tief empfundener Wahrheit ab. Daher erscheinen auch in diesem Zweige der Literatur nicht nur objectiv gehaltene Charaktere, wie sie die poetische Faune eines glücklichen Augenblicks schafft, und wie sie die besonnene Combination im Detail dann durchzeichnet, sondern wir finden in ihnen die Bestrebungen, die Wünsche, die Hoffnungen, endlich die Schmerzen des vornehmeren Publikums fein und scharf individualisirt. Dabei ist ein Streben, ein Ringen nach Befreiung von manchen herkömmlichen Erbübeln, wenn auch nicht eben klar ausgesprochen, doch leicht zu erkennen, und so macht sich denn auch in den Schriften der Ida von Düringsfeld durchgehend eine höhere, die Rechte der Individualität rettende Idee geltend. In der kleinen vorliegenden Novelle „Hedwig“ sucht die Verfasserin (wie schon früher im Schloß Goezyn) positiv nachzuweisen, wie eine glückliche Ehe nur unter der einzigen Bedingung möglich sei, daß beide Theile sich in gegenseitiger Liebe und Achtung umschlingen, wodurch sie zugleich jener verwerflichen Leichtfertigkeit, mit der man noch gegenwärtig bei der Abschließung von Ehen in den höheren Ständen verfährt, auf subtile Manier einen Fetterschuh hinwirft. Derselbe Gedanke, der, wie schon erwähnt, nur in anderer Weise und noch schärfer durchgeführt auch in Schloß Goezyn hervortritt, erscheint hier nur mehr skizzirt; dessenungeachtet lieft sich das Büchelchen recht gut, und wenn wir dies jetzt anerkennend aussprechen, so verwahren wir uns doch ausdrücklich gegen die Meinung, als hielten wir diese kleine „Hedwig“ etwa für eine Schöpfung auf dem Gebiete der Novelle, wie man sie geradezu als Muster hinstellen könnte. Im Gegentheil müssen wir zugestehen, daß gerade in dieser Arbeit der geehrten Verfasserin die Intrigue selbst etwas vernachlässigt erscheint, so daß sie den Anforderungen einer strengeren Kritik allerdings keineswegs genug thut. Dagegen ist die Charakterzeichnung mit größerem Fleiße behandelt und fein nuancirt, namentlich das Verhältniß der Heldin zu ihrem nachmaligen Gatten durch alle einzelnen Stadien der erwachenden und täglich wachsenden Liebe hindurch mit so trefflicher Menschenkenntniß gezeichnet, daß auch psychologisch dasselbe vollkommen gerechtfertigt erscheint.

Beiläufig bemerken wir nur noch, daß der Styl des Buches durchweg sich in klarer Einfachheit hält, und daß wir ein absichtliches Effecthaschen und ein affectirtes Geistreichfeinwollen nirgend bemerkt haben. Da hiernächst der Leser nirgends durch Mängel in der Ausdrucksweise gestört wird, so stehen wir nicht an, auch diese alles Pompes entbehrende Schreibart zum Schluß lobend anzuerkennen; sie bildet wenigstens einen wohlthuenden Gegensatz zu der Schwulst und Unnatur mancher jüngeren Schriftsteller. —

Die Erben von Schloß Sternenhorst.
Novelle von Woldemar Nürnberger (M. Solitar).
Landsberg a. d. W., Bolger u. Klein. 1847.

Der Verfasser dieser Novelle scheint eine wunderliche Vorliebe für Verse und Sentenzen aus anderen Schriftstellern zu haben; denn ehe wir mit der Lectüre des Buches selbst beginnen können, müssen wir uns erst durch eine Reihe von Motto's, deren eigentlichen Zusammenhang mit dem Inhalte der nachfolgenden Erzählung wir theilweise nicht haben auffinden können, förmlich hindurchwühlen. Lucretius, Ségur, Camoens, Göthe, Rescioquis und ein heiliger Propheten müssen uns erst auf all die Herrlichkeiten vorbereiten, welche uns dann Hr. Woldemar Nürnberger darbieten will. Dazu kommt noch etwas Anderes: Sentimentale Leser nämlich, oder vielmehr sentimentale Leserinnen werden schon in ein theilnehmendes Entzücken gerathen, ehe sie sich noch mit der einleitenden Disputation über die zwei Hörner des Teufels bekannt gemacht haben. Denn wer ergriffe nicht die weltchmerzdurchflossene Widmung, die wir in den Worten ausgesprochen finden: „Dem Traume der Jugend und dem Liebestraume zum ewig thränenwerthen Lebewohl!“ Darf man aus diesen Worten einen Schluß ziehen, so scheint der Verfasser schon manches bittere Leid ertragen zu haben, und in der That vermag die Ueberschwenglichkeit in der Darstellung einzelner Charaktere, das finster-dämonische Colorit der ganzen Intrigue, das wild Menschenfeindliche, Dissonanzartige einzelner Parteen diese Meinung vollkommen zu bestätigen. Nürnberger's Arbeit ist eben nicht eine ganz gewöhnliche Geschichte, wie sie zu Duzenden an die Leihbibliotheken versendet werden, sie ist nicht ein inhaltsloses, erbärmlich zusammengeschriebenes Ding, wie es aus der Feder eines armseligen Skribenten floß; — nein — etwas Kühnes weht uns aus dem Buche entgegen und selbst in den grellen Uebertreibungen und in der Verzertheit der Charaktere, namentlich Arthur's, liegt selbstschöpferisches Talent, bewußte Kraft! Das wilde und wirre Drängen, die unbeimlichen mit Gespensterspuk gemischten Nachtstücke, endlich der ins Triviale fallende, matt werdende Schluß, dies Alles mißfällt uns an dem Buche; es ist etwas Loses, Zerstücktes, skizzirt hingeworfenes, aber es liegt doch auch wiederum unlängbares Leben darin, jugendliche Kühnheit! Vorzugsweise ist Sebald in all seiner Unnatur und Schreck-

haftigkeit ein origineller und in seiner Reueit consequent durchgeführter Charakter, während Paulinus und Ehrenfried nur als ausgestopfte Staffagepuppen erscheinen. Vermag der Verfasser, die wilden und rohen

Elemente, die in ihm zu toben scheinen, in ruhiger Anschauung und objectiv gehaltener Charaktermalerei zu läutern, so dürfen wir künftighin von ihm noch Besseres erwarten. 91.

D r e s d e n .

K ö n i g l . H o f t h e a t e r .

Richard II., Trauerspiel in 5 Acten, von Shakespeare, nach A. W. von Schlegels Uebersetzung für die hiesige Bühne eingerichtet von Emil Devrient.

(Verspätet.)

Wenn die würdevolle, in allen Theilen sich gleichmäßig abrundende und harmonisch in einander fließende Darstellung eines Shakespeare'schen Stückes auf unsern Bühnen schon an und für sich zu den schwierigsten, vielleicht noch niemals vollkommen gelösten Aufgaben gehört, welche sich die Schauspielkunst überhaupt nur stellen kann, so werden sich doch immer die mächtigsten Hindernisse gerade der dramatischen Verwirklichung jener historischen Tragödien Shakespeare's entgegensetzen, welche uns die eigenthümliche Gestaltung der britischen Nationalität und die von wildem Schlachtgetöse unterbrochene, nicht selten blutige Entwicklung einer für die gesammte Weltgeschichte bedeutungsvollen Uebergangsperiode in großartig-genialer Conception, getragen von der verschwenderischen Fülle eines sich selbstbewußten Dichtergeistes, vor die Seele führen. Denn wohl Niemand wird in diesem Cyklus vaterländischer Schauspiele jene verbindenden Fäden verkennen wollen, welche wenigstens die acht mittleren dieser Stücke zu einem gehaltreichen, der Geschichte treu nachgebildeten Ganzen vereinigen, während „König Johann“, der bekanntlich fast zweihundert Jahre vor Richard schon den Thron bestieg, in seinem Streite mit Frankreich und im gefährlichen Kampfe gegen die sich immer mehr geltend machende Hierarchie und namentlich gegen den hochstrebenden Emancipationsgeist des britischen Adels, ganz offenbar auf die beinahe ein volles Jahrhundert sich fortziehenden, nachfolgenden Parteiungen und größeren politischen Kriege vorbereitet, welche einerseits allerdings die selbstständige Ausbildung des englischen Volkscharacters unzweifelhaft befördert haben, andererseits aber auch manches bittere Weh, manches Unalück über das ohnedies vielfach zerrüttete, geschwächte Land heraufführten. Epilogisch schließt Shakespeare später

die fortlaufende Reihe seiner in scharfen Conturen und lebendiger Mannfaltigkeit gehaltenen vaterländischen Gemälde mit „Heinrich dem Achten“ ab, in welchem sich gleichsam die freilich nicht allzubefriedigenden Resultate der vorhergehenden Wirren und die verfeinerten Principien und Consequenzen einer neu auftauchenden Politik bald angedeutet, bald scharf ausgeprägt finden. Den eigentlichen geschichtlichen Kern des Cyklus aber werden immer die während dieser Periode unauslösbaren Gährungen und Empörungen bilden, welche mit blutigen Spuren die Regierungen Richard's II., der drei Heinriche und Richard's III. in dem Andenken des Volkes bezeichnen. Richard II. ist die an Disharmonien reiche Introduction zu dem großen Trauerspiele, dessen Katastrophe mit dem Tode Richard's III. auch zugleich den Gräueln und Gewaltthaten dieser stürmischen Epoche ein Ende macht. Heinrich der Siebente ist dann die poetische Gerechtigkeit, welche versöhnend über dem Grabhügel Richards von Gloucester schwebt.

Diese allgemeinen Bemerkungen glaubten wir vorausschicken zu müssen, um zunächst darauf aufmerksam machen zu können, in wie ungetrübter Harmonie alle diese einzelnen Stücke sich zu einem vollkommen abgeschlossenen, nicht nur durch die unmittelbare Aufeinanderfolge der Zeit, sondern auch durch die immer wiederkehrenden Motive der Handlung und überhaupt durch die Untheilbarkeit des Stoffes innigst verketteten Ganzen gestalten; dann aber, um darauf hinweisen zu können, daß die bei der Auführung von Shakespeare'schen Stücken an sich schon gewichtige Aufgabe hier doppelt schwierig werde, da es nämlich gilt, ein aus einem wohlgegliederten Ganzen herausgerissenes Bruchstück auf der Bühne wiederum in künstlerischer Einheit abzurunden. Daher werden auch die anerkanntswürthesten Bemühungen der Direction und der Schauspieler gar oft auf den lauten Beifall des größern Publikums einerseits verzichten müssen, da diesem das Stoffliche solcher Tragödien nicht selten zu fern liegt und ihm zugleich die tiefere, umfassendere Einsicht in die geschichtlichen Verhältnisse überhaupt abgeht; andererseits aber wird der Uebelstand niemals ganz zu umgehen sein, daß auch die gelungenste Darstellung an einer gewissen Halbheit kränkeln muß, da die schärfere Aus-

führung einzelner Hauptcharaktere sich oft aus einem Theile des großen Ganzen in den andern hinüberzieht und da überhaupt nicht wenige Einzelheiten, nicht wenige Verhältnisse ohne die genaue Kenntniß des in sich vollkommen abgeschlossenen Cyklus unverständlich bleiben. — Trotz aller dieser Hindernisse nun hat es unsere zweihäuptige Regie unternommen, den schon vor mehreren Jahren zwei oder drei Mal dem Publikum vorgeführten Richard den Zweiten in der Mitte des November wiederum neu einstudirt in Scene gehen zu lassen und — — in so fern bei dem leider zur Regel gewordenen, lahmen Gange unsrer Bühnenverhältnisse jeder, wenn auch nur approximative Anfaß, aus der Geist und Geschmack ertödtenden, den Begriff der Kunst selbst negirenden Lethargie unsrer gewöhnlichen Theaterabende endlich einmal herauszukommen, auch von Seiten der Kritik eine offene Anerkennung verdient, in so fern begrüßen wir denn auch dankend diesen wenigstens von dem guten Willen der Regisseure zeugenden Versuch, die bei umsichtiger und tactvoller Verwendung gar reichen, viel vermögenden Kräfte unserer Bühne auf eine des Institutes würdige und den vorhandenen Mitteln adäquate Aufgabe hinzuleiten. Daß diese Darstellung selbst einerseits nicht ein bloßer Versuch bleibe, andererseits aber auch nicht als eine vollkommen vereinzelt, gleichsam zufällige Erscheinung dastehe, dafür bürgt uns wohl die endlich erfolgte Anstellung des neuen Dramaturgen, welcher freilich nach diesem einjährigen Interregnum wieder da von vorn wird beginnen müssen, wo einst Eduard Devrient begeistert für seine Kunst und hoffend auf ein vieljähriges, der Hebung des Institutes förderliches Wirken angefangen hat. —

Bei der Besprechung classischer Stücke hat die Kritik gewöhnlich, ehe sie noch auf die Details der Ausführung eingehen kann, schon vorher die immer wiederkehrende, auch von Börne so bitter ausgesprochene Klage zu wiederholen, daß die glänzendsten Productionen unserer Dichter durch die rohe und ungeschickte Hand irgend eines ignoranten, vor tausend Rücksichten erbessenden Streichers oft ihrer schönsten Plüthen beraubt und dem Publikum in wahrhaft jämmerlicher Verstümmelung vorgeführt werden. Daß es so einem Manne dann nichts darauf ankommt, ob er durch einen rothen Strich den gezeichneten Verhältnissen jede psychologische Möglichkeit raubt und die tragischsten Conflictte in's lächerlich Fragenhafte herunterzieht, davon erzählt uns Carl Gutzkow in seinen „Wiener Eindrücken“ so eclatante Beispiele, daß uns nur der renommirte Name und die sichtliche Erbitterung des Erzählers von der Wahrheit des dort Angeführten überzeugen kann. Wenn wir bei dem vorliegenden Stücke zu dieser Klage nicht berechtigt sind, so lag dies wohl allerdings schon in dem britisch-nationalen, von anstößigen Verhältnissen so ziemlich freien Stoffe des Drama's; dessenungeachtet können wir nicht umbin, lobend der Pietät und der ein sicheres Verständniß documentirenden Umsicht zu geden-

ken, mit welcher Herr Emil Devrient die Einrichtung der Tragödie für die Bühne besorgt hat, zumal da auch wir sonst vielfach Gelegenheit gehabt haben, über den Mangel einer geschickten Hand zu klagen, welche uns die für die Bühne allerdings bisweilen zu voluminösen Arbeiten unserer Dichter für den engen Raum eines Theaterabends einzurichten verstände. Die Zusammenziehung des ersten Actes in Richard dem Zweiten ist eine absolute Nothwendigkeit, und wir müssen dabei nur bedauern, daß die schöne, poetisch gehaltene und dramatisch wirksame, bewegte Scene zwischen dem alten Gaunt und der Herzogin von Gloster wegfallen muß. Daß die Rede des Erzbischofs einzelnen anderen Personen zuertheilt wurde, macht sich hier weniger störend geltend, als z. B. in Schiller's Don Carlos, wo das ängstliche Streben, die ohne Verinträchtigung des Ganzen nicht zu vermeidende Erwähnung der Geistlichkeit zu umgehen, zu den tollsten und widersinnigsten Absurditäten führt.

Sollen wir nun ein allgemeines Urtheil über die Darstellung des wiederum in's Repertoire aufgenommenen Richard abgeben, so können wir uns im Ganzen ziemlich zufrieden erklären, vorausgesetzt, daß wir unsere Anforderungen nicht allzu hoch spannen und daß wir bei der Schwierigkeit der Aufgabe zumal die ersten Vorstellungen milder beurtheilen. Freilich giebt es noch sehr, sehr vieles Mangelhafte auszugleichen, und namentlich war die Ausführung der Nebenrollen theilweise so unbefriedigend, daß der ruhig prüfende Zuschauer zu einer vollkommenen Illusion keineswegs gelangen konnte, ein Uebelstand, der sich allerdings nur schwer und durch die unermüdlichste Sorgfalt des Regisseurs hätte mildern lassen, da wir an und für sich in der Darstellung allerdings sämtliche Kräfte unsrer Bühne vereinigt fanden und — wie sich das erwarten ließ — Niemand unbeschäftigt geblieben war. Indessen wäre durch die nöthige Anzahl tüchtig geleiteter Proben doch ein innigeres, abgerundeteres Zusammenspiel, hauptsächlich in den kurzen Verschwörungsscenen der englischen Großen, auf jeden Fall zu ermöglichen gewesen, der Totaleindruck würde dadurch wesentlich befriedigender geworden sein. Eben so hätten wir die äußere Ausstattung prächtiger, des königlichen Hofes würdiger gewünscht, während das Arrangement in der Scenirung sonst als durchaus verständlich zu bezeichnen ist. Zu dürftig erschien namentlich der Gerichtshof der ersten Scene und die theilweise sehr nachlässige Haltung unserer Choristen vermochte nur eine höchst unvortheilhafte Vorstellung von der Ritterlichkeit des damaligen englischen Adels zu geben. Es ist überhaupt ein stereotyper Uebelstand, daß sich oft gegen alle Wahrscheinlichkeit bei Bezugnahme auf die darzustellenden Personen schon durch den ärmlichen Abstand der Kleidung die Choristen gleich auf den ersten Blick von den Schauspielern unterscheiden; eben so beleidigen die vor wie nach geschmacklos und unschön aufgeklebten Bärte, die nach-

lässig aufgesetzten Perücken und die überroth geschminkten Gesichter, durch welche sich die Inhaber von stummen Rollen auszuzeichnen pflegen, alle Illusion zerstörend, das Auge des Zuschauers. Wahrlich, — solche hölzerne, häßliche Erscheinungen könnten uns den Geschnack an dem chevaleresken Charakter und der Romantik des Mittelalters verleiden. Hoffentlich wird es auch hier künftighin besser werden! —

Gehen wir nun auf die Besprechung der einzelnen Charaktere ein, so ist es natürlich zunächst König Richard, der uns als Mittelpunkt des Ganzen und als Träger der Idee des Stückes entgegentritt. Richard ist ein schwarz verhüllter, aber offen redender Fürstenspiegel, aus dem in klaren und scharfen Brechungen die urewigen Gesetze einer moralischen Weltordnung reflectiren. Es ist eine alte, auf jedem, auch noch so vergilbten Blatte der Weltgeschichte hinlänglich bewiesene Lehre, als deren Apostel Shakespeare hier auftritt, eine Lehre, deren Vollgültigkeit schon die Eroberer der frühesten Jahrhunderte noch mit sterbendem Munde anzuerkennen genöthigt waren, und wenn Julius Cäsar, an der Säule des Pompejus dahingestreckt, schmerzlich enttäuscht mit brechendem Blicke ausrief: Brutus, auch Du?, so ward es ihm in diesem seinem letzten Lebensmomente noch klar, daß der Kampf des Göttlichen, das Sich-geltend-machen des sittlichen Principes unaufhaltsam und in absoluter Freiheit sich entwickle und daß alle irdischen Banden, sei es Freundschaft, sei es Liebe, vor dem Drängen des Weltgeistes sich lösen. Sittlichkeit ist zu allen Zeiten das dauernd gestaltende Lebensprincip für alle Bewegungen in der Welt gewesen; wer ihr zu widerstreben versucht, geht unter, und stehe er selbst in der Fülle seiner Kraft und im unerschütterlichen Glauben auf sein äußeres Recht unter dem goldverbrämten Baldachin des königlichen Thrones. Dies ist die allgemeine Idee, deren Individualisirung wir im vorliegenden Stücke wiederfinden! — Richard II. war jung, schon als elfjähriger Knabe, zur Regierung gekommen, und hatte bei dem durch Wat-Tyler geleiteten Bauerntumulte eine staunenswerthe Geistesgegenwart bewiesen. Daß er dann seine dem Volke gegebenen Versprechungen, durch welche er seinem Lande den Frieden erkaufte, nicht erfüllte, war der eigentlich erste Anstoß zu seinem später so plötzlich hereinbrechenden Unglücke. Jedes Lebenszeichen von ihm war eine neue Schwachheit, eine Ungerechtigkeit, wohl gar ein Verbrechen; ungestraft war sein Oheim von meuchlerischen Händen gefallen, seine Creaturen waren zu gleicher Zeit seine unterthänigen Diener und seine Herren. — So befand sich denn das Land in dem Zustande einer alle Verhältnisse auflösenden Demoralisation, und Shakespeare führt uns gleich zu Anfange seines Stückes mitten in die üppig wuchernde Willkürherrschaft hinein. Gefesselt verbannt Richard die Großen seines Reiches, welche sich — ein Zeugniß für die allgemeine werdende Entsittlichung — gegenseitig des

Hochverraths anklagen; er giebt sein ohnedies durch die Menge der Abgaben bedrücktes Volk der Habgier unbarmherziger Pächter Preis, gefesselt reißt er selbst fremdes Eigenthum, die Güter des verbannten Herzog, an sich: da endlich schreitet die vergeltende Nemesis rächend hervor, in unmittelbarer Aufeinanderfolge bricht Unglück auf Unglück über ihn herein, er erliegt der umsichtigen Schlaueit Bolingbroke's und muß der Krone, die er als ein unantastbares Vermächtniß des Himmels gepriesen, endlich entsagen, — er wird ermordet: das tragische Interesse an Richard kommt erst mit seinem Sturze zur eigentlichen Geltung; erst die herzzerreißenden Jammertiraden des von aller Welt Verlassenen vermögen es, uns sein früheres Leben vergessen zu machen. Je mehr sich die Decorationen der Königswürde und der äußere Glanz, der seinen Sinn verdarb, von ihm abfallen, desto mehr läutern sich seine Gedanken zu einem höheren Schwunge; er fühlt jetzt die Unzulänglichkeit seines äußeren Rechtes, er ahnt die hohe innere Würde seines göttlichen Berufs. In seinem Untergange erscheint er als ein Verkürter; denn indem er die Größe seiner früheren Fehler und die Wichtigkeit seines eigenen Regimentes sich zum Bewußtsein bringt, erkennt er auch die nothwendige Berechtigung und die Unantastbarkeit des unverleglichen, sittlichen Weltprincipes an. — — Daß die Aufgabe für den Darsteller natürlich eine höchst schwierige ist, läßt sich leicht nach den bedeutenden Anforderungen ermessen, die wir an denselben zu stellen berechtigt sind. Denn nicht nur, daß man eine von aller grandezzamäßigen Steifheit freie, wahrhaft königliche Haltung im Aeußeren erwarten darf, wir verlangen von ihm auch ein Organ, welches der mannichfachen Modulation und der Darstellung des gesteigertsten Affectes fähig ist, vor allen Dingen aber ein klares Verständniß des darzustellenden Charakters selbst und ein sicheres Bewußtsein dessen, was die eigenen Kräfte zu leisten vermögen. Herr Emil Devrient hat im Ganzen das schon so oft und so bestimmt in diesen Blättern ausgesprochene Urtheil auch hier wiederum durchaus bestätigt, d. h. er hat uns den Richard mit allem Aufwand seiner schönen Mittel gespielt; er hat für die äußere Repräsentation der Rolle durch die ihr eigenthümliche vornehme Noblesse der Haltung das Möglichste gethan, er hat die verschiedenen Stadien der Charakterentwicklung durch Ton und Spiel sorgfältig geschieden und doch wiederum unter sich vermittelt, er hat in der Declamation oft wirklich Herrliches geboten, allein — er hat es auch hier zu nichts weiter gebracht, als zu einer Menge getrennt dastehender, gelungener Einzelheiten, die aber, so trefflich durchgeführt sie an sich waren, uns doch nimmermehr für den Verlust entschädigen können, den wir durch diese gewaltsame Zerstückelung des Charakters erfahren. Hauptsächlich waren es die herrlichen Scenen im dritten Acte, deren vollständiger Genuß uns durch das widerliche, in Manierirtheit aufgehende Uebertreiben

des Darstellers unmöglich gemacht wurde. Muß denn der Schmerz immer schreien und toben? Wird er nicht eben so wahr veranschaulicht, wenn er verhaltener, in ruhigerer Form hervorbricht? Und sollte Herr Devrient nicht um so mehr sich mäßigen, da seine Stimmmittel für den gewaltigen Sturm der Leidenschaften als viel zu weich nicht ausreichen und übermäßige Anstrengungen dieselben täglich früher ihrem Ruine entgegenführen müssen? Der vierte Act war von diesen Mängeln freier und einige, in bekannter Weise gequetschte Töne abgerechnet, war namentlich auch die Schlussscene untadelhaft ausgeführt; das Trefflichste bot er dagegen sonder Zweifel im fünften Acte, in welchem er nicht nur durch die feine Nuancirung des ziemlich schwer zu sprechenden Monologes, sondern auch durch die angemessene Haltung in dem folgenden, so schön eingeflochtenen Auftritte ein deutliches Zeugniß ablegte, wie Vortreffliches er bei einer künstlerischen Verwendung seiner Mittel auch in hochtragischen Rollen leisten kann.

Der Charakter des Bolingbroke ist in dem vorliegenden Stück nicht vollkommen ausgezeichnet; gerade bei seiner Beurtheilung vermißt man auf der Bühne am meisten die Ergänzung, welche erst die nachfolgenden Dramen geben. Die Grundzüge des neuen Königs sind jedoch bei scharfer Prüfung seines zweideutigen Benehmens schon hier herauszulesen. Er ist auf der einen Seite ebenso muthig, als auf der andern wiederum schlau-berechnend; er versteht es, seine Fehler geschickt zu verdecken, ebenso wie er seine innere Kälte und Herzlosigkeit durch den Schwall schöner Worte zu bemänteln weiß. Herr Winger war offenbar schon in seinem Aeußeren für diese Zwitternatur etwas zu colossal; was sein Spiel anlangt, so gab er sich auch heute, wie wir das von ihm immer gewohnt sind, sichtliche Mühe; allein der darzustellende Charakter hatte doch zu wenig Berührungspunkte mit des Künstlers Individualität und so kam es denn, daß die Ausführung nicht in dem gewünschten Maaße gelang. Für derartige Rollen erscheint Herr Winger immer zu gutmüthig-hausbacken, zu derb. Die berechnende Klugheit des Charakters ging in seinem Heinrich gänzlich zu Grunde. — Der directe Gegensatz Bolingbroke's ist dessen Vater, der alte ehrwürdige Johann von Gaunt, welcher auch dem leichtsinnigen Uebermuths Richard's gegenüber die offene Ehrenhaftigkeit des alten Ritterthums vertritt. Sein Herz wendet sich nur zwei Kleinodien zu, die ihm über Alles theuer sind. Mit welcher wohlmeinenden Treue er für das Wohl seines einzigen Sohnes bemüht ist, mit welcher väterlichen Liebe er ihn in seinen sorgsamem Sinn einschließt, das zeigt uns in wahrhaft rührender und dabei origineller Weise der letzte Abschied von dem auf 6 lange Jahre Verbannten, während seine längeren, begeisterten Reden unmittelbar vor seinem Tode (Anfang des zweiten Actes) in ihm den prophetischen Patrioten offenbaren, welcher sterbend noch seine Stimme erhebt für sein unwürdig geknechtetes Vaterland. Das

Grab mußte ihm ein willkommenes Asyl sein; denn es entzog ihm ja den Anblick der nachfolgenden, greuelvollen Periode. Herr Quanter hatte sich der Darstellung des Charakters mit großer Sorgfalt angenommen und mit Freude gestehen wir zu, daß seine Bemühungen von einem günstigen Erfolge gekrönt waren. Schon die Maske war glücklich gewählt; namentlich erkennen wir es aber lobend an, wie sich der Künstler taktvoll von jeder Uebertreibung fern zu halten suchte, obgleich sich gar leicht dazu Gelegenheit geboten hätte. Herr Porth (Herzog von York), outrirte dagegen etwas, wenn auch nur momentan, an mehreren Stellen, hauptsächlich in der geschraubten Scene des fünften Actes. Sonst bewährte der Künstler seinen Ruf als verständiger Schauspieler vollkommen. Angemessen und treu fanden wir in seiner Darstellung den gutmüthigen, durch die mannigfache Verwicklung der Umstände jedoch willensschwach gewordenen Langley wieder. Daß der vom Alter niedergedrückte Greis noch den ohnedies unruhigen Abend seines Lebens durch die Theilnahme seines Sohnes an einer Verschwörung gegen den neuen König getrübt sieht, könnte man fast als einen Act poetischer Gerechtigkeit betrachten dafür, daß derselbe York, welcher gegen das Unrecht Richard's sich früher so offen aussprach, die Erhebung einer neuen Unsittlichkeit beschützt hatte, nämlich die unrechtmäßige Usurpation seines Neffen. — Die Rolle des Nowbray von Norfolk tritt dem Umfange nach allerdings sehr in den Hintergrund; für die spätere Entwicklung des Stückes hat sie jedoch wesentliche Bedeutung und deshalb hätte sie der Darsteller wohl etwas charakteristischer ausprägen und namentlich im Tempo etwas feuriger sprechen können. So gelungen die Leistungen Herrn Heese's größtentheils im Lustspiele sind, in dergleichen Partien wie die vorliegende, kann er sich einmal (was uns auch sein Faertes im Hamlet beweist) von einem hohen, einem durch die Einmischung eines gewissen naiven Tones ins Komische streifenden Pathos nicht trennen; Fleiß jedoch wollen wir ihm keineswegs absprechen; auch schien er heute etwas fester, als gewöhnlich memorirt zu haben. Was wir an Herrn Heese als störend rügten, trat bei Herrn Kramer (Aumerle) ebenfalls, jedoch in viel stärkerem Maaße, hervor. Er spreizte und dehnte sich, als sei er von den fürchterlichsten Leibschmerzen gemartert. Alles an ihm war gemacht, Nichts Natur! — Nicht ohne Erfolg bemühte sich Herr Gerstorfer dagegen die abstoßende Unbarmherzigkeit und die raube Unwandelbarkeit darzustellen, mit welcher Northumberland dem Bolingbroke den Weg zum Throne bahnt. Könnte der Darsteller nur mit seiner Aussprache mehr in's Reine kommen! — Die kleinen Rollen des Scroop und des Gärtners wurden von den Herren Wende und Eduard Devrient untadelhaft ausgeführt, wobei wir gelegentlich bemerken, daß es in Nr. 48 dies. Bl. in dem Aufsage über Carl von Holtei (S. 1146 unten) nur ein sinnentstellender Druck-

fehler war, wenn dort die erfolgreiche Wirksamkeit Eduard Devrient's in „epischen Partien“ gepriesen ward. Es sollte im Gegentheil dort heißen: Bei Shakespeare'schen Stücken verlangt auch die Darstellung kleiner Rollen tüchtige Kräfte und da wir nicht ein Duzend Eduard Devrient's haben, die sich, wie dieser Eine, in solchen episodischen Partien zu benehmen wissen, so ist die würdevolle Darstellung Sh.'s zur Zeit noch ein ungelöstes Problem u. s. w. — Wie wahr dieses aber ist, sahen wir auch heute wiederum deutlich und deshalb übergehen wir schonend die übrigen Nebenpartien. Lord Willoughby z. B. vermochte durch den einzigen Vers, den er zu sprechen hatte: „Doch bloß dem Titel, nicht den Renten nach“ allerdings die Lachmuskeln der Zuschauer nicht in Bewegung zu setzen, wohl aber Bedauern, Erbarmen bei ihnen zu erwecken. — Von dem weiblichen Personale konnte Mad. Meyer trotz der sichtlich physischen Anstrengungen sich doch nicht auf die Höhe tragischen Schwunges erheben, welche in solchen Dramen unerlässlich ist. Ihr Organ bleibt unter allen Umständen zu hölzern, zu klanglos und jener durchgreifende, tief aus dem innersten Herzen hervorquellende und deshalb wiederum zum Herzen dringende Ton, durch welchen Fräul. Berg die Rolle der Königin zu einer Glanzpartie des Abends erhob, geht ihr gänzlich ab. — Die Königin selbst erscheint als die auch in Schmerz und Unglück treulichliebende Gattin des entthronten Richard. Dieser hatte sie einst, von wahrer Liebe zu ihr entbrannt, jubelnd herübergetragen in den lockenden Glanz des englischen Thrones. Seine Ausschweifungen scheinen ihm ihr Herz nicht entfremdet zu haben, und jetzt, wo er von Allen, von seinen Freunden und vom Volk verlassen, allein dasteht mit seinem Kummer, jetzt sinkt er schmerzbetäubt zum letzten Abschiedskusse dem treuen Weibe in die Arme. Die seinem Sinne ursprünglichen, reineren Gefühle, welche nur durch den vergiftenden Einfluß seiner Kreaturen verwahrlost und verderbt worden waren, gewinnen neuen Raum in seiner Brust. Auch hier erkennt er den Sieg des Sittlichen über das Unsittliche factisch als nothwendig an. Fri. Berg wickte, wie schon erwähnt, durch den weichen Schmelz ihres modulationsfähigen Organes mit großem Glück; auch war ihr Spiel gemessen und edel. Die jugendliche Frische und die Lebhaftigkeit des französischen Blutes mußten wir hier um so weniger vermissen, als das wahre Unglück im Grunde genommen doch immer nur einen Ton hat, in welchem es seinem Schmerze Lust zu machen im Stande ist. — — — Das Theater war ziemlich voll; auch wurde den Hauptdarstellern lebhafter Beifall gespendet. Eine andere Frage ist es nun, ob das verwöhnte, größere Publikum in dieser lauten Anerkennung verharren wird. Schon oben haben wir darüber die betreffenden Andeutungen gegeben und wollen schließlich nur noch den Wunsch aussprechen, daß man über der Darstellung Shakespeare's nicht die Werke der Dichter vergessen möge, die doch

die nächste, unbedingteste Anwartschaft haben, auf unsern Bühnen zu glänzen. Schon seit mehreren Jahren sind Fiesko und Hög von Bertchingen von unserem Repertoire verschwunden, und die etwaigen Aufführungen der Räuber, des Wallenstein, der Braut von Messina, endlich selbst die neue Inszenierung des Faust waren so mangelhaft und unserer Hofbühne unwürdig, daß der Wunsch ganz natürlich erscheinen muß, man möge doch mit der Pietät, die wir unsern größten Dichtergeistern schulden, auch diese Werke würdig zur Darstellung bringen und etwaige Lücken im Schauspielerpersonal, welche eine angemessene Aufführung besagter Stücke bisher unmöglich gemacht, durch Acquisition neuer und zwar tüchtiger Mitglieder auszufüllen suchen.

Emil Cerevis.

Repertoire.

Decbr. 9. *Mirandolina*. — Vierte Ballet-Vorstellung der Mad. Cerrito-St.-Léon und des Hrn. Saint-Léon: *Undine*, Ballet in 2 Acten. — 10. *Die Stumme von Portici*. Oper. — 11. *Doctor Wespe*. — 12. *Der Hauptmann von der Runde*. — Fünfte Ballet-Vorstellung der Mad. Cerrito-St.-Léon und des Hrn. Saint-Léon: *Undine*, Ballet. — 13. Zum ersten Male: *Uriel Acosta*. Trauerspiel in 5 Acten, von Carl Gutzkow. (Ein interessantes, poetisch-schönes Werk, das, wenn auch nicht ohne alle Mängel, doch eben so durch seine dramatisch-psychologische Gliederung, wie durch seinen tiefen, geistvollen Gehalt und eine einfach-edle Sprache entschieden Beifall sich erworben hat. Der Dichter, wie die Darsteller wurden wiederholt gerufen. Die ausführliche Besprechung folgt in nächster Nummer.) — 14. *Männertreue*. — Der Vorsatz. — Violinconcert des Herrn Saint-Léon. — Sechste und letzte Ballet-Vorstellung der Mad. Cerrito-Saint-Léon und des Herrn Saint-Léon. — 15. *Der verkaufte Schlaf*. — 16. *Gaar u. Zimmermann*. Oper.

Mad. Spatzer-Gentiluomo

hat, wie man mit Bedauern hört, die hiesige Bühne bereits verlassen. Wir sagen um so mehr mit Bedauern, als gerade für das Rollensach, dem sie eigentlich ihr hiesiges Engagement verdankte und in dem sie vorzüglich wirkte oder vielmehr wirken konnte (denn man gab ihr dazu überhaupt sehr wenig Gelegenheit), wir meinen die Partien der ersten Sängerin in den neuern französischen und italienischen Opern, in welcher mehr Anlaß gegeben ist, die Vorzüge des Gesanges als ein tragisches Spiel leuchten zu lassen, z. B. *Regiments-tochter*, *Don Pasquale*, *Haimonstader*, *Figaro's Hochzeit* (*Eufanne*), *Liebestrank*, *Krondiamanten*, *Muske-*

tiere der Königin u. s. w., erst ein Erfas gesucht werden muß. So sehr wir z. B. den Fleiß und die Leistungen der Frä. Thiele in Soubrettenpartieen anerkennen, so möchten wir doch kaum glauben, daß sie sich zu diesem Erfas vollständig berufen halten könnte, und sie wäre doch allenfalls die Einzige, die wenigstens manche dieser Partieen übernehmen könnte. Fassen wir die Vorzüge der Mad. Späzer-Bentiluomo in wenig Wor-

ten zusammen, so bekundet ihr in allen Stimmregistern gleichmäßig gebildeter Ton, ihre umfangreiche und klangvolle Stimme und ihr durchweg edler Vortrag, der selbst bei den leidenschaftlichsten Stellen nie die Grenzen des Schönen überschreitet, daß Natur und Kunst sie gleichmäßig zu der Stellung ausgestattet hatten, die sie am hiesigen Theater einnahm.

A. S.

F e u i l l e t o n .

Ueber die blindgeborene Sängerin Bertha Bruns wird uns aus Leipzig Folgendes geschrieben:

Wie wir Veranlassung hatten, schon neulich die Erscheinung der Fräul. Bertha Bruns in ihrem Gesangsvortrage im Gewandhaus-Concerte kurz zu erwähnen, so giebt die von ihr am 29. Novbr. in der Kirche zu St. Pauli veranstaltete geistliche Musikaufführung Gelegenheit, unsern geehrten Lesern einen etwas ausführlicheren Bericht über diese (blindgeborene) Sängerin zu geben. Je seltener es vorkommt, die Orgel als das allein begleitende Instrument zu Solopartieen zu hören, und je mehr die glänzenden Productionen der ersten Virtuosen auf dem Piano, der Geige, der Harfe u. s. w. das musikalische Publikum von dem einfachen, erhebenden kirchlichen Vortrage abzubringen Ursache gewesen, um desto mehr zog mich die Ankündigung von Frä. Bruns an und ich versäumte nicht mich pünktlich einzustellen, um ein aufmerksamer Hörer ihres Vortrages zu werden.

Das Händel'sche Recitativ: „Tröste Zion“ und die mit ihm verbundene Arie: „Alle Thale“, trug sie mit inniger Gottergebung vor. Man darf zu ihrem Lobe bekennen, daß sie mit den einfachen Coloraturen des unsterblichen Tonsetzers ihren Gesang würdig zu schmücken verstand und daß der sie begleitende Orgelspieler sein Werk (eine großartige Production des bekannten Mendel) durch sehr gute Handhabung zu aller Ehre zu bringen wußte, wenn wir schon eben bei der Neuheit des Werkes uns zu dem Wunsche veranlaßt fühlen, dasselbe noch später und ausgespielter zu hören, weil bei seiner dormaligen Neuheit uns bedünken mag, daß die Töne noch nicht rund und weich genug, die Stimmung nicht absolut rein sei und das Balgwerk mitunter störend in das Tönewerk eingreift.

Ueber das Lied von Spitta läßt sich bei seiner Einfachheit nur das sagen, daß der Vortrag der Sängerin fromme Innigkeit beseelte, wir es indeß etwas kürzer gewünscht hätten.

Die in dem zweiten Theile von Frä. Bruns gegebene Arie aus dem Messias: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, hat uns noch besser als die des ersten Theiles gefallen, woran der Charakter dieses Tonstückes sein bescheidenes Theil mit haben mag. Wir freuten uns indeß zu hören, mit welcher zweckmäßigen Dekonomie sie die Fermaten hielt und mit welcher Sicherheit und Reinheit sie in Tiefe und Höhe die Triller gab.

Dem jungen Orgelspieler Herrn Breunung, der sein bedeutendes Talent in dem Passonglia von Sebastian Bach und einer Sonate von Mendelssohn Bartholdy bekundete, können wir, wenn er durch seine Studien erst tiefer in den Geist des Orgelspiels eingedrungen sein wird, das Prognostiken stellen, daß er Vorbilder, wie Bach, Vogler, Barthel, Töpfer, Mendelssohn zu erreichen im Stande sein kann.

Der Pauliner Sängerverein bewährte in einer Motette von B. Klein „Wie lieblich ist deine Wohnung“ 2c. und in der Hymne von Fr. Schneider; „Jehovah dir frohlocket“ 2c. seine längst bekannte Sicherheit und seinen Geschmack im Vortrage und erwies damit am besten die dauernden Bestrebungen seines Leiters des Herrn Langer.

Der Wechselgesang des Chorals nach der Melodie: Wie schön leuchtet uns der Morgenstern 2c. „Es jauchzet heut die weite Welt“ 2c. gab dem Ganzen einen würdigen Schluß und wir müssen mit Recht bei demselben des Solovortrags des 4. Verses durch Frä. Bruns gedenken, der die Kraft ihrer Stimme in seelenvoller Tragung der Töne auf das deutlichste bethätigte.

25.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.